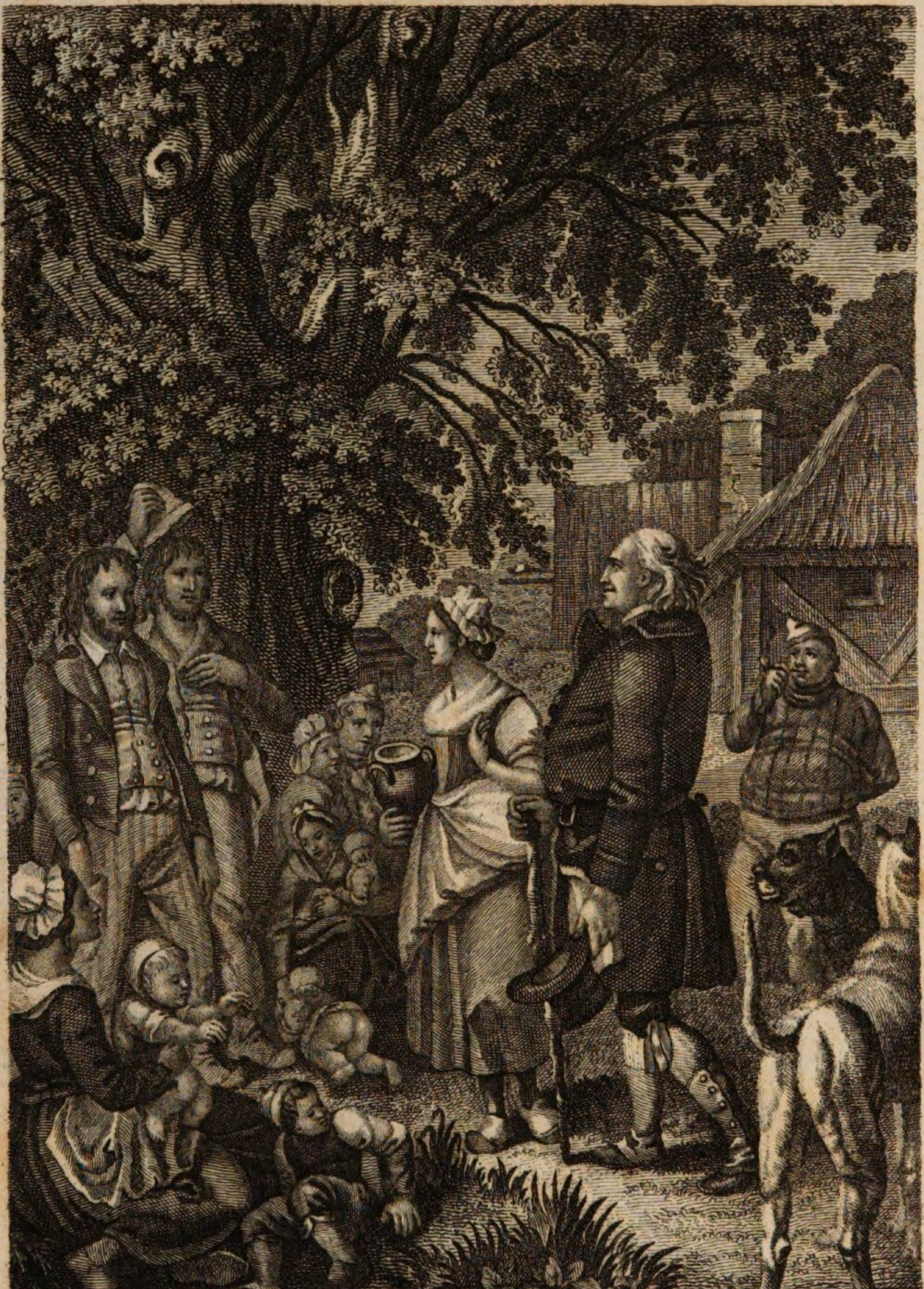
Paed. Pr.
2627.

~~Paed. 275t~~
Paed. Pr. 2627
Penzkofer

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.



Joh. Voltz inv. Joh. Bichtel sculp.

Die
Klause an der Höhe.

Eine
Erzählung
für
die reifere Jugend,

von
Georg Penzkofer,
Priester.

Mit einem Titelkupfer.

Regensburg, 1841.
Verlag von G. Joseph Manz.

145.65

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Der kluge Alte.

Nahe am Fuße der östlichen Pyrenäen Frankreichs bildet sich eine Reihe fruchtbarer Hügel und Thäler, bepflanzt mit Reben edler Trauben und nährenden Getreidarten.

In den Niederungen liegen die Hütten der Anbauer dieser Hügel, theils zerstreut, theils in freundliche, zusammenhängende, reinliche Dörfer, gebaut. Mit Freude wallt der Wanderer an den blühenden Hügeln dieser malerischen Gegend vorüber, und segnet im Stillen die fleißigen Menschen, die dem Auge diesen wohlthuenden Anblick durch ihre sinnigen Anordnungen zu bereiten wußten. Liebe zum Guten, Gottesfurcht, Liebe und Eintracht untereinander, mehrte ihnen mit jedem Jahre Gottes Segen. Die meisten dieser Hügelbepflanzer genoßen eines ziemlichen Wohlstandes, und Religion und Tugend blühte unter ihnen.

Ein frommer, ehrwürdiger Einsiedler unterrichtete ihre Kinder im Lesen, Schreiben und besonders in der Religion; den Erwachsenen aber erzählte, oder las er bei ihren gewöhnlichen Zusammenkünften unter der großen Linde, die mitten im Dorfe auf grünem Rasen stand, allerlei erbauliche Geschichten, oder aus der Legende die Standhaftigkeit unsrer christlichen Glaubenshelden vor. Groß und Klein horchte dann mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und schnell entwich ihnen die Zeit, der Tugend geweiht.

Eine kleine Klause mit einem Bethhause und Thürmlein war der Aufenthalt dieses frommen Bruders, der sich so verdient um das Seelenheil dieser ehrlichen und braven Gemeine gemacht. — Aber seit einem halben Jahre weilte er nicht mehr unter ihnen, sein Mund war erstorben, und er ist hinübergeschlummert in das selige Jenseits, sanft und ruhig, wie der Fromme, der Gerechte stirbt. Tiefe Trauer bemächtigte sich der Herzen aller Dorfsbewohner, und besonders der Kinder, die mit ganzer Seele an den weisen Lehren des frommen Einsiedlers hingen, und sich von den guten Eltern gar nicht trösten lassen wollten. Aber Gott half ihnen aus der Noth.

Die Klause, welche der fromme Mann mehr als vierzig Jahre bewohnte, stand auf einem schönen Hügel, der vorne sanft ablief zu einer schön gehaltenen Wiese, die mit grünen Ufern einen kleinen

See einfaßte, der lieblich und hell der ganzen Gegend einen unaussprechlichen Reiz gab. Von hinten lief der Hügel ab zu einem dunklen Gebüsch von Ulmen und Linden, aus deren Grün die rothen Dächer des Dorfes, und der blaue Thurm der Kirche des benachbarten Städtleins hervorragten. Ringsum, als ob das Dorf eine Parthie des Gartens wäre, lief bald Garten, bald Park, bald Wald, bald Feld mit weiser und verhüllter Kunst hin, so verständig wechselnd mit Hügeln, Höhen und Thälern, bis tiefer hin schroff aufsteigende Berge und Felsen der Pyrenäen dem Ganzen etwas Erhabenes verliehen.

Auf einem dieser steilen Felsen erschien im Maimonde eines lachenden Frühlings ein Mann mit lebhaftem Ausdrucke im Gesichte. Er war angethan mit einem weiten grünen Rocke, den er um die Lenden gegürtet hatte und trug einen knotigen Stock in der Hand. Zwei englische Doggen von ungewöhnlicher Größe begleiteten ihn zu beiden Seiten.

Dieser Mann erschien, wie schon erwähnt, auf einem der schroffen Felsen und besah die Gegend lange und sinnend. Sein Auge hing mit Wohlgefallen an der lachenden Gegend. Der Wechsel der grünen Hügel und der bunten Wiesen im Thale, die mit dem schönsten Farbenschmelze prangten, machte einen sichtbaren, lebhaften Eindruck auf sein kummervolles Herz. O! seufzte er aus tiefer Brust

laut auf, o wenn doch die Herzen der Bewohner dieser Gegend eben so schön wären, wie ihre Hügel und Thäler von ihrem sanften Grüne widerglänzen! O möchte ich in diesem lachenden Gefilde unter friedlichen Menschen Ruhe finden, und hier in dieser angenehmen Gegend meine Tage im Vertrauen auf Gott beschließen können!

Gestärkt durch den Anblick der lieblichen Gegend und im Vertrauen auf Gott stieg der fremde Mann in das lachende Thal herab, ging in das Dörfchen hinein, um hier sich ein wenig zu laben, und die matten Glieder zu erfrischen.

Voll Neugierde über den seltsamen Fremdling drängte sich Jung und Alt an die niedlichen Fenster, und konnte sich besonders an den zwei großen Hunden nicht satt sehen. Doch bald verlor sich ihre Neugierde, als sie den Fremden in ein Haus eintreten sahen.

Der Fremde bat hier um einen Imbiß, seinen Hunger zu stillen; denn er hatte vom frühen Morgen an nichts mehr genossen, und nun stand die Sonne schon hoch am Himmelsbogen, und die Schatten fingen allmählig länger zu werden an. Die guten Leutchen erfüllten mit Freuden seinen Willen, und setzten ihm vor, was ihre ländliche Genügsamkeit vermochte. Deß war der Fremde sehr zufrieden und lobte im Stillen die gastliche Freundschaft der Einwohner. Er wollte sich nun anschicken, um auch ein Nachtquartier sich zu be-

stellen; doch die gastlichen Wirthe kamen ihm zuvor, und bothen ihm Lager und Herberge von selbst. Gerne willigte der Fremde in dieses freundliche Anerbiethen, und nahm sich vor, in dieser anmuthigen Gegend zu bleiben, und diese Hügelbepflanzer näher kennen zu lernen.

Die milde Frühlingssonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen noch des niedlichen Kirchleins Schieferthurm, und silberklar wandelte der Mond am duftigen Himmelsgewölbe herauf, die Arbeitsamen hatten schon Feierabend gemacht, auch das freundlich sinnige Grußgeläute verklang allgemach, durch die feierliche Stille hinwogend und das Abendgebeth frommer Kinder traulich mit sich hinaufnehmend in die dunkelnde Himmelsbläue, als um die stattliche Linde im Dorfe schon die Bewohner von Lustheim herumsaßen, und eben noch voll Andacht im Gebethe des englischen Grußes versunken waren.

Nach gegebenem schönen ländlichen Gruße: „Gelobt sey Jesus Christus,“ und Danke hierauf: „in Ewigkeit,“ fingen einige ein Gespräch an, wer denn derjenige gewesen sein mag, der heute um die Abend-Brod-Zeit beim Nachbar Lenz, dem jungen Weinzier, Einkehr genommen hat, und sich noch nicht entfernt haben muß, weil Lenz noch unter der Linde fehle!

Während dieses Gespräches kam Lenz mit dem Fremden eben den reinlichen Fußsteig herab auf die große Linde zu.

Der edle Anstand des Fremden flößte allen Ehrfurcht ein, uud jeder langte nach seiner Mütze und erhob sich von seinem Sitze, ihn freundlich grüßend und herzlich bewillkommnend in ihrer Mitte. Diese Artigkeit, die aus gutmüthigen Herzen entsprang, und die sie einem ganz Unbekannten erwiesen, gefiel dem Fremden ungemein wohl; besonders aber das höfliche Betragen der jüngern Männer, die nicht eher Platz nehmen wollten, als bis e r sich gesetzt und sie wiederholt zum Platznehmen aufgefodert hatte.

Gute Menschen werden gleich mit einander bekannt, weil der innere Seelenadel sich nicht verläugnen läßt, so wie Schurken durch Blicke und geheime Zeichen sich zu erkennen geben müssen. So war es auch unter der Linde. Das Zutrauliche, das in den schönen Worten des Fremden lag, gewann ihm bald Aller Herzen, und schon stieg der Wunsch in ihrem Herzen auf, daß er in ihrer Mitte verweilen möchte. Bald lispelte man sich diesen Wunsch einander leise in die Ohren, und Lenz, der schon vertrauter mit ihm zu sein sich schmeicheln durfte, als die übrigen, nahm sich die Freiheit, ihm diesen Wunsch vorzutragen. Lächelnd vernahm der Fremde diesen Wunsch, dem sich nun Jung und Alt laut beigesellte. „Ihr Lieben!“ hub er an, „ihr wisset recht deutlich in meinem Innern zu lesen; denn schon Nachmittag, als ich jenen Felsen dort erklettert hatte, um mich in der ganzen Gegend umzuschauen, weidete sich mein Auge gemächlich

an diesen reizenden Naturscenen, und es entstand der heimliche Wunsch in mir, hier meine Tage vielleicht beschließen und meinen Gram ausweinen zu können. Wenn ich aber unter euch verweilen werde, ihr guten und redlichen Landleute, so wollet nie etwas von mir über meinen Charakter und Kummer zu erfahren streben, damit ihr mir nicht die noch nicht vernarbten Wunden neuerdings aufreißet, und ich so meinen Schmerzen erliegen müßte. Vielleicht fügt es Gott einst so, daß meine Leiden sich endigen dürfen, und meine Trauer in Freude verwandelt wird."

„Alles wie Gott will," schluchzte der Fremde.

„Ja, wir wollen es," riefen die Bewohner des Dörfleins Lustheim, wie aus einem Munde, „wir wollen euern Kummer ehren, und mit unnöthigen Fragen euch nicht beschwerlich fallen; euer edles Gemüth und eure sichtbaren Leiden sind uns Bürge für eure aufrichtigen Gesinnungen gegen uns und unsre Familien."

Hierauf both man sich eine freundliche gute Nacht, und jeder ging still, ohne Geräusch in seine Wohnung, auch Nachbar Lenz kam mit seinem Gaste in seiner Wohnung an, und bereitete ihm ein reinliches Lager.

Am folgenden Morgen, als die eben aufgehende Sonne die Gipfel der Berge mit ihren goldenen Strahlen beglänzte, wurde in Lustheim schon alles wieder lebendig. Auch in dem Hause des

Weinzier Lenz regte sich neues Leben, und Lenz wollte eben seinen Gast wecken, als dieser schon auf den Knieen lag, und dem Weltengebiether seinen Morgengruß in einem salbungsvollen Gebethe darbrachte. Lenz lud seinen Gast ein, mit auf die Anhöhe zum Kirchlein bei der Klause zu gehen. Dieser war sogleich reisefertig und begleitete gerne seinen Wirth. Aber wie mußte er staunen, als Männer, Weiber, Mädchen und Knaben noch im zartesten Alter schon so frühe bei dem ersten Strahle der Sonne in der Kapelle vor einem schön vergoldeten Kruzifix auf ihren Knieen lagen, und ihren Morgensegen dem ältesten der Gemeine voll Rührung und Andacht nachsprachen.

Nach geendetem Morgengebethe ging jedes seinen Geschäften nach, und freute sich mit Innigkeit auf den kommenden Sonntag, wo sie wieder dem öffentlichen Gottesdienste, dem Hochamte und der Predigt in dem dreiviertel Stunden weit entlegenen Städtchen, wohin sie zur Pfarrei gehörten, beiwohnen könnten.

Lenz begab sich ebenfalls zur Arbeit in seine Weinberge; der Alte, wie ihn die Lustheimer gewöhnlich nannten, besah ringsum die ganze Gegend, besonders aber gefiel ihm die Anlage der Klause an der Höhe, die so malerisch und reizend da lag. Da sie unbewohnt war, und er bemerkte, daß sie schon längere Zeit nicht bewohnt wurde, so entschloß er sich, diese Klause als sein Eigenthum

käuflich an sich zu bringen. Voll von diesen Gedanken schlenderte er dem Dorfe zu, und stand unbemerkt vor Lenzens Haus.

Auf dem Tische, mit blaulichem Tuche bedeckt, rauchten schon wohlschmeckende, ländliche Speisen, welche die freundliche Hausfrau gar reinlich zubereitet hatte. Während des Essens trug er seinem Wirth sein Vorhaben vor. Dieser war selbst schon auf diesen Gedanken gerathen; nur müsse man, sagte er, wegen des Kaufes es auch den übrigen Gemeindegliedern sagen, da die Klause und das Kirchlein ein Eigenthum der Gemeinde sey. So ward es beschlossen, und nachdem man das Dankgebeth dem Geber aller Gaben dargebracht hatte, machte sich der Gast auf den Weg nach dem Städtchen zu, um sich die nothwendigen Sachen zur Einrichtung einzukaufen.

„Herzensgute Leute, diese Lustheimer, sagte er zu sich auf dem Wege, gottesfürchtige, fromme Leute, die zu jedem Dinge sich Zeit nehmen! Wie freundlich danken sie dem Schöpfer für jede Gabe, die er ihnen beschert, und wie innig bitten sie um die nöthige Lebensnahrung! O wenn doch alle Menschen eben so dankbar ihrem Gott wären, und von ihrem Ueberfluße dem dürftigen mittheilten, wie diese Guten an mir gethan haben, wie glücklich wäre dann die Erde! Der Herr segnet sie aber auch sichtbar dafür.“ So dachte der Alte bei sich, und trat wohlgemuth dem Städtchen zu.

Als die Sonne sich neigte, und schon anfing ihre letzten Strahlen auf die Oberfläche der Erde zu senden, kam der Fremde wieder in Lustheim an, und kaum hatte der Mond mit seinem bleichen Lichte, das zauberähnlich durch ihre Aeste drang, den grünen Rasen um die Dorfslinde erhellt, so versammelte sich mit lebendiger Freude die Lustheimer Gemeine unter dem hundertjährigen, ästigen Baume.

In ihrer Mitte stand der Alte und der Nachbar Lenz. Dieser eröffnete der versammelten Gemeine den Entschluß seines Gastes, wie er gesonnen sey, unter ihnen zu bleiben, und sich zu seinem Aufenthalte die Klause an der Höhe ausersehen habe, welche er käuflich an sich bringen wolle. Deß freuten die Lustheimer sich inniglich, und rechneten schon im Voraus auf die klugen Rathschläge, die er ihnen in ihren Angelegenheiten ertheilen würde.

Aber mit dem Verkaufe der Klause wollte es lange nichts werden. Ein edelmüthiger, uneigennütziger Streit schwankte zwischen den Lustheimern und dem großmüthigen Alten, der eine artige Summe der Gemeine für die Klause anboth.

Die Lustheimer wollten durchaus kein Geld von ihm annehmen, weil er dadurch ihre Herzen betrübe, und sie für eigennützige Leute halten möchte; der Herr habe sie ohnehin reichlich gesegnet, indem nicht einer unter ihnen sey, der eigentlich arm wäre. Der Alte hingegen wendete ein: wenn er die Klause nicht bezahlen dürfe, so könne er sie unmöglich als

sein Eigenthum betrachten, und könne also damit auch nicht schalten und walten, wie es ihm gut dünke, er habe aber im Sinne, die Klause zu seiner größeren Bequemlichkeit und nach Bedürfniß größer zu bauen, als sie jetzt wäre. Auch diese Einrede half nichts, und die Lustheimer drangen immer stärker in ihn, die Klause als sein völliges Eigenthum zu betrachten, mit dem er nach Gutdünken verfügen könne.

Als der Alte nun sah, daß Widerstand bei solchen herzensguten Leuten vergeblich sey, so gerieth er auf einen gar eigenen Einfall, ihnen seine Erkenntlichkeit zu beweisen; er schenkte nemlich das Kapital der Schule des Ortes, das mit einem eigenen Lehrer versehen war, um für arme Kinder aus dem ganzen Schulsprengel warme Kleider für die rauhe Winterzeit und die nöthigen Schulbücher aus den Interessen desselben anschaffen zu können.

Die Gemeine aber schoß zu dem Kapitale des Alten noch freiwillig einen Beitrag dazu, und so entstand durch ihren edlen Wettstreit eine Stiftung, die bis jetzt noch ihre wohlthätigen Wirkungen zeigt; und mancher arme Vater, der mit vielen Kindern überhäuft ist, segnet mit thränendem Auge die längst mit Erde vermischte Asche der frommen Stifter.

Nun ging es rasch an das Bauen der Klause, und da der Alte keine Kosten zu scheuen hatte, so stand das Ganze bald vollendet da.

Ein Wohnzimmer für sich mit daranstoßendem

Schlafzimmer, dann eine Bedientenstube füllten den untern Raum des Hauses. Das obere Stockwerk bildeten drei kleine Zimmer in einer Reihe. Gewöhnlich benützte er das innerste der Zimmer im obern Stockwerke zu seinen Studien. — Die Lustheimer besahen nun auch das neue Gebäude, und lobten des Alten Geschmack im Bauwerke; er selbst führte sie im Hause herum.

Vor der Schwelle des Hauses lagen die zwei großen Doggen, und bellten die Eintretenden mit grimmigen Gesichtern und fletschenden Zähnen an. „Sehet!“ sprach der ehrwürdige Alte, „sehet, dieß sind meine Wächter, und auch die Schützer manches Unglücklichen schon gewesen, und im Falle der Noth werden sie es noch ferner seyn.“

Er war ein weiser Mann, das sahen die Lustheimer ein; denn alles, was er that, leuchtete ihnen auf der Stelle ein. Sie faßten daher immer mehr Zutrauen zu ihm. Bedurften sie was immer für einen Rath, sowohl für ihre leibliche Wohlfahrt, als für die Seele, so nahmen sie ihre Zuflucht zu ihm. Selbst ihre gewöhnlichen Zusammenkünfte benützten sie zu ihrem Vortheile, da ihnen der Alte bei denselben immer etwas nützliches vorzutragen wußte.

Auf diese Weise erwarb er sich immer mehr ihre Liebe und Achtung; die Lustheimer fühlten sich glücklich, daß dieser Mann in ihrer Mitte lebte.

Es war an einem schönen Sommerabende, — kein Wölkchen trübte des azurnen Himmels Räume,

fröhlich sangen die bunten Bewohner der Lüfte ihr Abendliedchen, und munter flog der Fink in's Gehäge, — als plötzlich dunkle Wolken am Horizonte heraufzogen und schnell sich zu einem fürchterlich drohenden Ungewitter sammelten. Lange krachte der brüllende Donner durch die gewaltigen Räume des Weltalls hin, bis er weit hin erschallend erstarb, und schnell mit kreuzenden Blitzen wieder erdröhnte von seinem gewaltigen Gekrache durch die erschütterten Hallen der Luft. Die Sänger der Lüfte schwiegen und schmiegten sich in die kleinsten Schlupfwinkel gesellig zusammen.

Die frommen Lustheimer kreuzten sich Brust und Stirne und betheten zu Gott auf, um Erbarmung flehend; denn gerade über ihrer Flur häufte sich das Gewitter am gewaltigsten und drohte baldige Vernichtung ihren schön blühenden Saaten. Auf einmal entlud sich das Gewitter und ein verheerender Blitzstrahl fuhr quer hin über das Dörflein und gerade nach dem Hause des Alten. Die Lustheimer glaubten es schon in lichterlohen Flammen brennend verschwinden zu sehen.

Anders stand's im Buche des Ewigen.

Der Weltengebiether, der die Sterne lenkt, und dem Sturme gebeut, winkte, und das Gewitter hörte auf zu stürmen.

Schnell eilten die Lustheimer der Anhöhe zu, um ihrem Alten zu Hülfe zu kommen. — Lächelnd und mit heiterer Miene kam er ihnen entgegen und

sprach tröstend zu ihnen: „Dank euch, ihr guten Kinder, ihr wolltet mir helfen, als ihr den Blitz auf die Klause herabfahren sahet! Dank euch noch einmal! Sehet diese Spitze am Dache, woran sich ein Draht fortschlängelt, und der ringsum mein Häuschen umziehet, fing den gewaltigen Blitz auf, und vergrub ihn hier unter der Erde! Sehet! sprach er weiter, wie gut es ist, wenn man dem Unglücke vorbaut. Hätte ich den Blitzableiter nicht gesetzt, so wäre jetzt die Klause vielleicht ein Raub der Flammen!"

Die Lustheimer, die gewohnt waren, alles, was ihnen von dem Alten als nützlich gerathen wurde, zu thun, schützten von nun an ihre Häuser mit einem Blitzableiter. — Seit dieser Zeit hat der Blitz in ihrem Dorfe nicht gezündet. — Mit aufrichtigem Herzen dankten sie Gott für ihre Erleuchtung.

Aber selten gedeiht eine Frucht ganz zur Reife, ohne daß sich nicht jezuweilen in die Blüthe derselben schon der Wurm ansetzt, mit ihr aufwächst, und sie von innen abfrißt.

So verhielt es sich auch bei den Lustheimern. Sie konnten, besonders anfangs, in ihren glücklichsten Umständen nicht ganz ruhig sein.

In den nahegelegenen Pyrenäen hielten sich stets räuberische Horden auf, die auf die Güter der Reisenden herfielen, sie derselben beraubten und sie todtschlugen. Aber auch nicht selten ereignete es sich, daß sie in die Besitzungen und in die Wohn-

ungen der Lustheimer eindrangen, und ihnen ihre Güter raubten.

Auch diesem Uebel wußte der Alte kräftigst zu steuern. Ganze Tage, und besonders beim Dunkel ging er in den Wäldern umher, um den Unglücklichen beizustehen, die entweder im Schnee verunglückten, oder durch die Räuber geplündert wurden, und so geschah es gar oft, daß, wenn hie und da ein Räuber seinen Schlupfwinkel verließ, um solche halb Erfrorne auch noch ihrer Kleider und Baarschaften zu berauben, er dann mit seinen Doggen und Pistolen gewiß die Räuber unverrichteter Sache davon trieb. Eine heimliche Furcht überfiel jeden dieser gewissensbeängstigten Unmenschen, sobald sie ihn von ferne kommen sahen. Keiner getraute sich an sein Häuschen, geschweige denn an seine Person.

Ein alter Eisenfresser jedoch, den die Räuber erst ohnlängst zu ihrem Hauptmanne gewählt hatten, wollte es versuchen, den Alten zu Grunde zu richten.

Eines Tages kam dieser Gauner in der Gestalt eines Bettlers vor das Haus des Alten, der gerade unter der Thüre stand. Hinter ihm lagen seine beiden Hunde. Der Gauner sprach um Almosen zu; während aber der gutherzige Alte Geld aus der Börse hervorsuchte, wollte ihn der Bösewicht mit einem Dolche erstechen; allein als er den Arm gegen ihn emporheben wollte, sprangen die zwei Hunde, die er nicht sah, auf den Meuchel-

mörder los, und rissen ihn rücklings nieder, daß er sinnlos auf der Erde lag.

Als er wieder zu sich kam, sah er sich in der Gewalt der zwei verwünschten Bestien, die, sobald er nur Miene machte, sich zu bewegen, die Zähne fletschten und ihn zu zerreißen drohten. „Gnade! Gnade!" rief er dem Alten zu, und gestand sogleich sein teuflisches Vorhaben. „Ich will mich gerne bessern, nur schaffet mir die zwei höllischen Bestien vom Halse." „Wohl ist es Zeit, dich zu bessern," sagte wehmüthig der Alte; „doch der Gerechtigkeit darf bei dir die menschliche Barmherzigkeit nicht vorgreifen." — Zwei Gerichtsdiener, die indeß herbei geholt wurden, schlugen ihn in Eisen und Banden, und führten ihn in's Gefängniß ab.

Die Sage von der glücklichen Gefangennehmung des Räuberhauptmannes verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend, und Alles dankte dem herzhaften Alten. — Die Räuber aber zogen sich voll Furcht in ihre Schlupfwinkel zurück und flohen den Alten, wie die strafende Gerechtigkeit.

Stand der Alte schon früher bei den Lustheimern im Ansehen als ein kluger Mann, so ward er es durch diesen Umstand um so mehr, und deßwegen hieß er auch insgemein der kluge Alte.

Zweites Kapitel.

Die Schenke.

Vom Gebirge der Pyrenäen her zog sich ein Wald, durch den wegen der vortheilhaften Verbindung Spaniens mit Frankreich eine frequente Straße führte. Dieser Wald zog landeinwärts gegen Lustheim zu.

Gegen das Ende des Waldes hin, hart an der Straße, wo die Bäume lichter, das heißt, weniger wurden, befand sich eine Schenke oder Herberge für müde Wanderer, die diese Straße ziehen mußten. Fünf Stunden dauerte dieser Forst, bis man zur erwähnten Schenke kam; aber auch von da dauerte er noch eine ziemliche Strecke fort.

War der Wanderer schon müde, bis er die Felsengänge der Pyrenäen überwunden hatte, so mußte er es noch mehr werden, bis er diese fünf Stunden lange Sandwüste des Forstes durchwatet hatte. Zu dieser Ungemächlichkeit gesellte sich bei jedem einzelnen Reisenden noch die bange Furcht, von Räubern, die aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen und diesen Wald sehr unsicher und gefährlich machten, überfallen und überwunden zu werden.

So unsicher diese Straße war, so war sie wegen ihres vortheilhaften Verkehrs doch selten von Reisenden leer. Diese Umstände, und weil in der

Nähe, bis zum nächsten Städtchen hin, keine Herberge sich fand, verliehen der Schenke im Walde wesentliche Vortheile, die den eigennützigen Wirth immer mehr bereicherten. Waaren wurden hier gegen Waaren vertauscht und verkauft, Wechselgeschäfte gemacht; kurz jedes Ding fand da um billigen Preis seinen Absatz. Dabei hatte denn der Wirth auch sein Profitchen, wie er seinen unrechtmäßigen Gewinn nannte, und so durfte in seiner Schenke jede, wenn auch gestohlene Waare, verkauft werden.

In dieser Schenke war besonders der Zusammenfluß von Juden, von Schwärzern, und wohl auch von Räubern der nahen Gebirge. Dieses Kleeblatt von Blutsaugern wußte sich wechselseitig genau zu unterstützen, und Einer dem Andern seine Beute in die Klauen zu spielen. Die Juden, als die Schlauern, hielten sich in Mitte Beider, und wußten auf beiden Seiten ihren Vortheil zu ziehen, indem sie das Gestohlene um einen Spottpreis kauften.

Obwohl diese Menschen gerade Niemand ein persönliches Leid zufügten, so verriethen sie doch die ausersehenen Opfer an die Räuber, und ließen sich von ihnen für ihre schlechten Anschläge bezahlen.

An einem heißen Nachmittage kam ein feingebildeter Mann von schlankem Körperbau ganz ermüdet die Straße durch den Wald hergegangen. — Man sah es ihm an, daß er solcher anhaltender und beschwerlicher Fußreisen nicht gewohnt war,

und daß er einem vornehmen Stande angehören müsse. Vom Schweiße triefend und vom Durste gequält, klebte ihm die Zunge am Gaumen. Er schmachtete nach Labung und Kühlung, seinen brennenden Durst zu löschen.

Jetzt stand er vor der Schenke.

O wäre er doch nimmer hineingegangen! Doch, wer weiß, ob es nicht so Gottes weise Fügung wollte, der die Seinigen immer leitet, und sie zum Ziele führt, obwohl uns die Wege der Vorsehung oft hart und dunkel scheinen.

So unansehnlich und eckelhaft ihm die Schenke schon von außen vorkam, daß er lieber noch weiter zu gehen schon gesonnen war, so überwand doch die brennende Hitze des Durstes und die Müdigkeit der reiseungewohnten Glieder alle Schwierigkeiten des Eckels, und er trat in die Schenke, setzte sich an einen noch unbesetzten Tisch, und begehrte einen Krug Wein und Wasser.

Tiefsinnig saß er da, und dachte nach, wohin er wohl seine Schritte nun lenken müsse. In seine Gedanken vertieft, hörte er nicht einmal den Lärm, der in der Schenke widerhallte. Ihm gegenüber, an einem runden Tische mit marmorner Platte, saßen zwei Juden, mit Namen Itzig und Schmul. Diese beiden ehrlichen Männer, wie sie sich selbst nannten, betrachteten lange und aufmerksam den wohlgekleideten Fremden, dachten hin und her, wie sie ihn unter ihre Hände bekommen könnten, und

wenn dieses nicht möglich wäre, so wollten sie ihn den Bravos, wie sie die Räuber nannten, überliefern.

Der Fremde war viel zu tief in sich gekehrt, als daß er das Zwiegespräch der beiden Juden, das doch ziemlich laut war, hätte hören sollen, und das ungefähr so lautete:

Schmul. Itzig, wer wird denn der dort sein mit dem traurigen Gesicht, sieht gerade drein, wie die Katze, wann's donnert?

Itzig. Mein! was soll er sein anders, als ein Mensch, der auch ein Geschäft machen will in der Welt?

Schmul. Er muß doch sein etwas Vornehmes, weil er hat einen goldenen Ring am Finger!

Itzig. Meinst, man soll ihm sein Geld, wann er welches hat, nicht durch Spiel abzulocken suchen?

Schmul. Ja, ich wäre wohl dabei, wenn ich nur ein starkes Herz im Leibe hätt'!

Itzig. Da laß nur mich machen, das Geld theilen wir miteinander.

Schmul. Nun Kamerad, führ' deine Sache gut aus!

Armer Reisender! während du träumest und seufzest um das verlorne Glück, wirst du verrathen, verkauft, betrogen und beraubt. Wache auf, und fliehe diese Mördergrube! Doch zu spät! Die verhängnißvolle Stunde naht!

Der Jude Itzig schlich sich, wie der gehörnte

Versucher einst zum göttlichen Heilande, hin zum Fremdlinge, um ihn in sein Netz zu bekommen. Mit verstellter frecher Stirne setzte er sich zum Reisenden hin, und wollte ein Zwiegespräch mit ihm anfangen. Hätte der Fremde gewußt, mit welch' verdorbener Maschine er es zu thun habe, ihm hätte gebangt; aber sein reines Gewissen, sein Vertrauen auf Gott kannte keine Furcht. Nur der Gedanke, wo er seinen Vater finden werde, beschäftigte seine edle Seele; der Gedanke an die geliebte Mutter und Schwester, die er ferne zurücklassen mußte, half seinen Schmerz vermehren. O Vater! wo werde ich dich einst finden? O Mutter, Schwester! wo werde ich euch wieder treffen? Diesseits vielleicht nimmermehr, jenseits nur blüht uns Wiedersehen. Betrübte Seele! hauche aus deinen Schmerz, daß die Wälder davon erhallen, vielleicht trifft ein Schall meinen unglücklichen Vater, und wir finden uns so! Doch nein! nicht vernunftloser Schmerz soll meine Seele zu Boden drücken; es lebt ja noch der gütige Vater im Himmel, welcher der Vater aller Waisen und Geschöpfe ist. Sollte der, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und der die Raben füttert, nicht auch um dich bekümmert seyn, der du unendlich mehr bist? Soll nicht auch dir noch Gottes Gnadensonne scheinen? Ja gewiß! der Allmächtige wird auch meine Schmerzen endigen, wenn nicht hier, doch gewiß dort, es sagt's dein untrüglich Wort!

So dachte, in Gottes Willen still ergeben, der fromme Reisende.

„Gnädiger Herr!“ störte ihn der Jude, wo werden Sie doch hinreisen, wo werden sie doch bleiben zu Nacht?“

„Wo ich hinreise, weiß ich selbst noch nicht; über Nacht werde ich hier Quartier nehmen, so es mir noch behagt,“ entgegnete der ermüdete Fremde. —

„Nun, so werden wir miteinander, ich und der Kamerad dort, mit Ihnen ein Spiel zur Kurzweil machen,“ meinte Itzig. „Zum Spiele,“ versetzte unser Reisende, „habe ich weder Lust noch Geld.“ „Wenn der Herr kein Geld hat,“ erwiederte der Jude, „so werde er doch Wechsel bei sich tragen, und die werde er ihm sehr gerne in Münze umwechseln.“

Voll edlen Unwillens über seine dreiste Zudringlichkeit verbath sich der Reisende jedes solche Ansinnen, und wollte ungestört allein seyn.

Auf diese Weise mußte der Jude, wie einst der prahlerische Versucher in der Wüste beschämt zurücktreten; aber sein Herz kochte schwarze Galle. Er ging hin zu den Räubern, wie Iskarioth zu den Pharisäern, und verrieth ihn um die Hälfte der Beute, die sie bei ihm machen würden.

Unter irgend einem Vorwande wollte er sein ausersehenes Opfer in's Freie hinauslocken, wenn er nicht selbst seinen Wanderstab weiter setzen würde.

Der polternde Lärm, die Zudringlichkeit des Juden, die Unbequemlichkeit der rußigen Herberge,

alle diese Dinge trugen bei, daß er noch bei schon angebrochener Dämmerung die Herberge verließ, und seine Reise bis zum nächsten Orte fortsetzen wollte. Doch der Mensch denkt, Gott aber lenkt.

Im dunkeln, räthselhaften Zwielichte, wo der Tag mit der Nacht im Kampfe erliegen muß, wanderte der Reisende nichts Arges ahnend auf der Straße dahin, unbekannt mit der Gegend, wo sein noch matter Fuß hintrat.

Ruhig, wie im Grabe, war's schon in der ganzen Natur, die Bewohner der ästigen Bäume schwiegen, kein Blatt an den Bäumen rauschte, kein Windchen berührte die leicht bewegliche Espe, kein Athem eines lebendigen Wesens war hörbar, die ganze Natur schien erstorben, nur die lichtscheue Nachteule klotzte mit feurigen Augen durch die Aeste der Bäume auf Beute lauernd, und hie und da schlich ungehört der schüchterne Hase noch in das Krautfeld, als der Fremde noch eine kleine Strecke des Waldes durchreisen mußte.

Dem sonst Unerschrockenen ward bei dieser Grabesstille selbst unheimlich zu Muthe, und beinahe wäre er zurückgekehrt; doch sein Vertrauen auf Gott, der ihn in finsterer Nacht, wie beim Lichte der Sonne zu treffen wisse, siegte wieder. — Er setzte seine Reise fort.

Auf einmal stürzten fünf menschliche Ungeheuer aus dem Gebüsche, in dessen Hinterhalt sie sich gelagert hatten, wie wüthende Tiger auf den Sorg-

losen hervor, und schlugen ihn sinnlos mit der mörderischen Keule zur Erde.

Die wenigen Sterne, die am Himmelsgezelte prangten, erbleichten vor Schreck. Der eben aufgehende Mond trat vor Scham unter einen Vorhang von Wolken, und verbarg sein bleiches Antlitz über dieses schwarze unmenschliche Verbrechen.

Grausamer können die Thiere nicht sein; kein Geschlecht wüthet gegen das seine, und wenn auch der grausame Tiger, oder der unbezwingbare Schakal der Wüste manchmal seines Gleichen aufzehrt, so geschieht es nur im größten Heißhunger und aus Liebe zu seinen Jungen. — Aber Menschen sind ärger als wilde Bestien, wenn sie Gott, die Religion und die Tugend verlassen, sie erwürgen einander wegen einer Hand voll Pfenninge, und brechen einander die Hälse wegen ein Paar Hufen Landes.

Liebe Jugend! wende dein Angesicht ab, und schaudere zurück vor dieser Greulscene; lerne den Menschen als deinen Bruder, als ein Ebenbild Gottes kennen, den dir dein Heiland in jeder Gestalt, auch im zerrissenen Kittel zu lieben, wie dich selbst, befahl. Liebe Gott im geringsten Bettler!

Aber in dem nämlichen Augenblicke, ehe noch ein zweiter Schlag erfolgen konnte, stand der Alte von der Höhe, wie aus den Wolken stürzend, plötzlich vor ihnen. Sie erkannten ihn augenblicklich an seiner Stimme.

Zwei der Räuber erfaßten seine grimmigen Hunde, die wie die Tiger auf ihre Beute, auf sie lossprangen; den einen bannte der drohend geschwungene Knotenstock an die Erde fest, die übrigen fanden ihr Heil in der Flucht.

Wie Kinder, die auf einer schlimmen That erwischt werden, standen die Ruchlosen, und getrauten sich nicht zu rühren. Der arme Reisende aber schwamm in seinem Blute. Sogleich stellte der Alte Belebungs-Versuche an, und es gelang ihm, den Halbtodten nach einigen Minuten wieder in's Leben zurückzurufen. — Ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust, er wußte nicht, wie ihm geschah. Noch waren seine Sinne betäubt von dem schweren Schlage, kein Glied konnte er bewegen.

Während dieser Beschäftigung kamen Itzig und Schmul, in der Hoffnung, ihren Antheil an der Beute von den Räubern zu bekommen. — Aber wie bestürzt sahen sie darein, daß drei der Räuber in der Gewalt des Alten von der Höhe wären, den sie selbst so ungemein fürchteten.

Schon glaubten sie sich von den Räubern verrathen, als sie der Alte anredete: „Bursche, nehmt diesen Unglücklichen auf eure Schultern, und traget ihn zum Wundarzt in das Städtchen, ich will euch selbst dahin begleiten, damit er glücklich an Ort und Stelle komme. Ich gehe mit den Bösewichtern voran, ihr mit dem Verwundeten hinten nach.

Mit Zittern und Furcht luden sie den Unglück-

lichen auf eine schnell zusammengeflochtene Tragbahre, und brachten ihn zum Wundarzt des Städtchens. Unterwegs nahmen sie ihm aber seine Papiere sammt der Brieftasche, die ihm während des Tragens aus der Seitentasche des Rockes entschlüpfte, weg, und theilten den Raub unter sich. Schmul bekam nur einen geringen Antheil.

Die drei Räuber aber wurden von dem Alten ganz allein gebunden, und nach dem Städtchen geführt, wo sie dem Schulzen desselben übergeben und von diesem dem Gerichte ausgeliefert wurden.

Der unbekannte Reisende erholte sich unter der sorgsamen Pflege des menschenfreundlichen Wundarztes nach und nach wieder, seine starke jugendliche Gesundheit besiegte die tödtliche Wunde. Der Alte besuchte ihn selbst zweimal auf seinem Schmerzenslager, aber er durfte noch wenig reden; er übergab dem Arzte für Mühe und Pflege nebst Reisegeld für den unter die Räuber gerathenen Unglücklichen eine hübsche Summe. Dieses Reisegeld kam ihm um so trefflicher zu Statten, als er bald nach seiner Wiederherstellung seine Brieftasche vermißte, die ihm wegen ihres wichtigen Inhaltes ein unersetzlicher Verlust war.

Als er nun wieder im Stande war, seine Reise fort zu setzen, wollte er seinem großmüthigen Erretter danken; allein dieser war schon seit mehreren Wochen abwesend, und Niemand wußte, wann er wieder zurückkehren würde, und so mußte

er, ohne gedankt zu haben, fortgehen, was ihm sehr schmerzlich fiel. Er nahm also seine noch wenigen Habseligkeiten, nahm herzlichen Abschied von dem Wundarzte, und verschwand unter den Allee-Bäumen der geräumigen Straße.

So lange dieser Fremde noch in der Nähe des Alten war, hielten die Juden ihren Raub noch nicht für ganz sicher. Um sich sicher zu stellen, sannen sie auf einen neuen Plan, den sie auch ausführten.

In der Nähe dieser Gegend hielten sich zu jener Zeit gerade holländische Werber auf, die durch allerlei Kunstgriffe manche Unglückliche für die niederländischen Pflanzungen in dem neuen Welttheile als Soldaten warben, wohl auch durch Gewalt zwangen. Manches Söhnchen, das der Zuchtruthe des Vaters entlief, mancher Abentheurer, der das Glück in fremden Welttheilen suchte, wurden von den beiden Seelenmäcklern schon den holländischen Werbern in die Hände gespielt, und als unglückliche Opfer ihres Leichtsinnes in die Pflanzungen abgeschickt. Zu dem Wachtmeister dieser Werber nahm Itzig seine Zuflucht. Der kupfernasige Wachtmeister übernahm es, den Landstreicher, wie ihm Itzig den Fremden bezeichnet hatte, auf's Korn zu nehmen, und ihn so weit hinter das trockene Land zu setzen, daß er gewiß keinen Fuß auf europäischen Boden mehr setzen werde.

Es war ein schöner freundlicher Tag im Spätsommer, die Sonne stand senkrecht und kündete die

Mittagszeit an; die Schornsteine eines nahen Dorfes rauchten, und ermahnten unsern Reisenden, auch ein Mittagsmahl einzunehmen.

In diesem Dorfe lagen gerade die holländischen Werber, die sich's im Gasthause „zum blauen Stern" recht wohl sein ließen, und mit einigen Neugeworbenen tapfer auf das Soldatenleben in der neuen Welt lostranken. In eben dieses Gasthaus trat unser Reisende und bestellte sich ein Mittagsmahl.

Bevor er aber einen Bissen zu sich nahm, langte er seine Mütze vom Haupte und sprach ein stilles Tischgebeth. Die Werber aber lachten über den Frömmling, wie sie ihn nannten, und meinten, er werde dieses wohl bleiben lassen, wenn sie ihn nur erst in ihren Klauen hätten, und er ihre hunderterlei Flüche gelernt haben würde.

Liebe Jugend! wie löblich ist die Tugend, vor und nach dem Tische seinem Schöpfer für die leibliche Wohlfahrt zu danken! Auch Christus dankte seinem himmlischen Vater jederzeit, so oft er seinen Jüngern das Brod brach. Haben wir da Ursache, uns dessen zu schämen, was Christus selbst that?

„Wo aus? was für ein Geschäft Landsmann?" rief dem Fremden der Wachtmeister zu. „Keine Antwort? Ha! ich merk's schon, er ist ein Glücksritter, der sein Glück in der Welt machen will. Dieses will ich ihm befördern helfen. So eben werben wir Soldaten auf die Pflanzung nach dem neuen Welttheil; da steht ihm sein Glück offen;

goldene Berge werden euer Eigenthum, und zu dem noch ein schönes Handgeld."

Der Fremde äußerte, daß dieser Antrag außer seinem Plane liege, und er nicht gesonnen sey, nach irgend einem Scheinglück zu jagen, das seinem Herzen den Frieden nicht geben könne, noch irgendwo Dienste zu nehmen. — „Auch gut," brummte die kupfrige Brantweinflasche; „aber wart, Bürschchen, du sollst dennoch mein seyn!" — Unvermerkt sich ihm naheschleichend, mengte er Opium in's Getränke des Fremden. Die Wirkung dieses schlafbringenden Mittels zeigte sich bald; er fing einen festen, langen Schlaf zu schlafen an. Dem Offizier aber sagte der werbende Wachtmeister, daß dieser Schlaf vom Brantwein herkäme, den der Bursche bei der Werbung gar zu übermäßig getrunken habe.

Auf diese trügerische Weise kam der Fremde in die Gewalt der holländischen Werber, und die Absicht des verschmitzten Juden Itzig war erreicht; denn er wußte nur zuwohl, welch' Loos ihm bevorstehe, das ihn bestimmt hindere, je wieder nach Europa zurückzukehren. — Lange blieb der Fremde in diesem schlaftrunkenen Zustande.

Drittes Kapitel.

Eine Dame mit zwei Kindern.

In der großen und volkreichen Stadt Paris, der Hauptstadt des heutigen Frankreichs, stand ehemals, bevor der heutige antike Baustyl wieder herrschend wurde, in der Straße Saint Vincent, ein prächtiges Palais im byzantinischen Geschmacke auf kunstreichen Säulen ruhend, das lange der Wohnsitz der Ruhe und der häuslichen Eintracht war. Immer hatte es das eine und dasselbe Geschlecht bewohnt. Der letzte Besitzer dieses Palastes war Graf Eduard von Seneval, ein frommer, biederer Mann, ein Ritter, den nicht nur seine Ahnen, die seine Zimmer zierten, sondern vorzüglich der innere Seelenadel, seine frommen, christlichen Sitten zum Edelmanne stempelten. Sein offenes, lebendiges Gemüth war empfänglich für alles Gute und Schöne, besonders war sein Herz jedem Leidenden offen, und seinem Bruder wohlthun war für ihn die höchste Glückseligkeit. — In seiner Jugend begleitete dieser Edelmann die Würde eines Pairs im Parlamente, und war ein würdiger Vertreter der Rechte seines Königs und der Monarchie. Als aber ein neuer König den Thron seiner Väter bestieg, legte er seine Würde nieder, und lebte zurückgezogen im gepriesenen Privatstande. Er blieb unverheurathet aus Wahl und Ueberlegung.

Obwohl der Ritter sehr zurückgezogen lebte, so war sein Haus doch selten von Freunden leer; sein hoher Stand hatte noch immer Verbindungen nöthig, und selten verging eine Woche, in der nicht der Graf eine Tafel zu geben hatte.

So unangenehm ihm dieses Gepränge war, so mußte er es doch thun, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden. Doch vernachläßigte der Graf den innern Herzensdienst darüber nicht, sondern er verdoppelte dann an den freien Tagen seinen Eifer, den Hunger seiner Seele mit dem lebendigen Brode zu stillen. —

So lebte Seneval in stiller Gottergebenheit viele Jahre, als er eines Nachmittages einen Brief durch einen Eilbothen erhielt. Er besah das Siegel und hastig erbrach er den Brief, ward blaß, dann roth, dann wieder blaß, schlug sich vor die Stirne und rief mit der ganzen Wehmüthigkeit seines Herzens aus: Unglücklicher! Im dumpfen Schmerzgefühle schritt er das Zimmer auf und ab. Unglücklicher! so rief er abermals, so mußte es dir ergehen! Das ist der Lohn deiner Offenheit! Das die Belohnung für deine treuen Dienste!

Nachdem der Graf von Seneval, so seufzend über den empfangenen Brief, die Hallen des menschenleeren Saales mit Klagen angefüllt hatte, rief er seinem Diener und befahl ihm, den grünen viersitzigen Reisewagen bespannen zu lassen. Und du, rief er dem Diener nach: Sattle für dich einen Gaul, du wirst mein Begleiter an der Chaise sein.

Ganz gut! sagte George in aller Unterthänigkeit. —

Und fort ging's im raschen Fluge, als ginge es an's Ende der Welt.

Nach drei Tagen kam Graf Seneval in Begleitung einer Dame mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zurück. Die Dame war voll des edelsten Anstandes. Die tiefste Trauer lag ihr auf dem Gesichte; nagender Kummer und verborgener Schmerz verbreitete sich über ihr ganzes Wesen, das ihr wieder etwas Himmlisches verlieh, ihren Schmerz Gott ergeben zu ertragen. Die Kinder aber lächelten, wie die aufkeimende Rose im Maimonde.

Obwohl die Dame in dem Hause des Grafen sehr einfach mit ihren zwei Kleinen lebte, so kam durch diese Vermehrung der Gesellschaft doch ein regeres Leben in die verödeten Hallen und Gänge des weitschichtigen Palastes. Alle Diener im Hause, und besonders die weiblichen Dienstbothen waren fröhlicher, und mit freundlicherer Miene grüßte man sich, als zuvor.

Die Dame, die nun mit ihren Kindern auch zur Familie gehörte, führte von jetzt an die Oberaufsicht im ganzen Hauswesen, und alle Dienstbothen verehrten sie als die gebiethende Frau vom Hause, und besonders war der neuen Herrschaft George, der alte, treue Diener, den auch der Graf sehr liebte, zugethan; wo er ihr nur etwas an den

Augen abmerken konnte, that es George unaufgefodert.

Eine eigene Lust war es, den alten, grauen Diener mit den Kindern zu sehen. Bald mußte George auf das Steckenpferd sitzen, und Guido, so hieß der Knabe, hüpfte mit der Reitgerte hintendrein, indem er bald das Pferd, bald den Reiter zur Schnelligkeit antrieb; bald mußte der alte Diener auf Hände und Füße sich niederlassen, und Guido setzte sein Schwesterchen Kore auf dessen Rücken. So mußte der alte Diener kriechen, Guido hielt bei dieser Gelegenheit die kleine Kore immer beim Arme, obwohl sie sich selbst recht fest in das Wamms einklammerte. Das war nun für den Grafen eine Unterhaltung, daß er sich fast krank dabei hätte lachen mögen, besonders, wenn die zwei niedlichen Kinder allerlei in ihrer Unschuld daher plauderten. In solchen Augenblicken schien dann die Mutter ihren Schmerz zu vergessen, und ihr Gesicht erheiterte sich, wie das einer Verklärten. „O George," rief sie dann mit Freude aus, „wie wollte ich dir deine Liebe zu meinen Kindern lohnen, wenn mich jetzt selbst das Unglück nicht verfolgte!"

„O gnädige Frau!" sagte ehrerbiethig der gute Graukopf, „unglücklich seid ihr eben so sehr nicht, ihr habt ja diese beiden holden Engel, die euch vor der Hand ersetzen, was ihr auf kurze Zeit entbehren müsset. Ist nicht Guido das leibhafte Ebenbild

seines Vaters? Und in Kore schaut ihr euer eigenes verjüngtes Bild."

„Guter Alter!" versetzte dann die Dame allzeit, „du verstehst es, wunde Herzen zu beruhigen."

„Ach! gnädige Frau," sagte hierauf George, „das ist zuviel Ehre für einen alten Diener, der nichts biethen kann, als seine schuldigen, treuen Dienste." Aber Guido, meinte er, werde ihr einst viele Freude verschaffen, wenn er einmal groß geworden ist, und etwas Tüchtiges gelernt hat.

„Ja wahrhaftig!" sprach die Dame mit hoher Begeisterung, „Guido soll und muß mit der Hülfe Gottes etwas Tüchtiges lernen. Nicht blos menschliche Gelehrsamkeit, sondern auch die göttlichen Wissenschaften sollen seine Jugend zieren; denn was hälfe ihm alles menschliche Wissen, wenn er das Göttliche dabei vermissen würde? Was würde ihm eine hohe Stelle in einem irdischen Staate nützen, wenn er die geringste im Himmel verlieren würde? Glaube mir, Alter! keine Krone würde ich meinem Guido auf das Haupt setzen, wenn er die Himmelskrone darüber einbüßen müßte."

Das waren die Grundsätze dieser wahrhaft adeligen Dame; ihr ging die künftige Glückseligkeit über alle irdische Größe. Ihre Hauptsorge für ihre Kinder war eine gute christliche Erziehung, der auch die übrigen schönen und nützlichen Kenntnisse des Lebens nicht mangeln durften.

Sobald die Kinder gehörig sprechen, und schon

vernünftige Antworten auf kleine Fragen geben konnten, so unterrichtete die Gräfin ihre Kleinen selbst; ihren ersten Unterricht richtete sie so ein, daß die Kinder recht bald Gott kennen lernten; sie machte dieselben aufmerksam auf Gottes Vatergüte, auf seine unendliche Macht und Weisheit, auf seine Allmacht und Allwissenheit. In jeder Blume, die sie ihnen pflückte, erklärte sie ihnen die Allmacht und Weisheit des Schöpfers; an jedem Thautropfen, der am Grashalme zitterte, wußte sie die Macht Gottes den Kindern begreiflich zu machen. „Kinder!" setzte sie am Schlusse allemal bei, „dieser allmächtige Gott, hat euch erschaffen, er giebt euch das tägliche Brod, damit ihr nicht Hunger leiden dürfet. Woher würden wir zu essen bekommen, wenn dieser gütige Gott nicht zu rechter Zeit regnen und seine Sonne scheinen lassen würde. Aber eben dieser so gütige Vater, der im Himmel ist, will haben, daß wir fromm und gut sein und das Böse meiden sollen. Und um uns seinen Willen recht klar an's Herz zu legen, hat er seinen eigenen Sohn auf die Erde gesandt, der uns gelehret hat, was wir thun, was wir meiden sollen. Dieser fromme Sohn hat sich dann, nach dem Willen seines guten himmlischen Vaters, für die Wahrheit seiner Lehre sein Leben von seinen Feinden nehmen lassen. Besser hätte dieser gute Sohn seine Liebe gegen uns Menschen nicht zeigen können! O liebet, meine Kinder! diesen gütigen Vater und

seinen Sohn Christum, aber fürchtet ihn auch zugleich; dieser gütige Vater ist auch allwissend; er sieht und weiß alles, wenn ihr Böses thun wollet. O betrübet sein Vaterauge nicht durch Uebertretung eines seiner Gebothe!"

„O nein, gewiß nicht, liebe Mutter!" sagte Guido, „wir wollen nie etwas Böses thun! Wer wird wohl so garstig sein, einen so guten, liebevollen Vater, der uns nichts als Gutes erweiset, zu betrüben? Wir wollen ihn vielmehr recht vom Herzen lieben, und ihm jederzeit für alles Gute herzlich danken!"

Und nun erhoben die Kleinen allzeit nach einer solchen Lehre ihre kleinen Händchen, um zu bethen, und versprachen der Mutter, recht folgsam in allem zu sein, was sie ihnen befehlen würde.

Der Erfolg krönte auch ihr edles Bestreben.— Waren auch ihre Lebenstage mit bitterm Wermuth gemischt, so hatte sie doch an ihren Kindern wieder freudige Tage, die ihr das Leben angenehmer machten. So weiß Gott seine Diener in ihren trüben Stunden auf gar mancherlei Weise zu erheitern, und himmlischen Trost in die verwundete Seele zu träufeln.

Unter solchen Beschäftigungen verstrichen einige Jahre in dem Hause des Grafen von Seneval unter wechselseitiger Unterstützung, die beiden Kinder in allem Nöthigen zu unterweisen.

Guido kam nun in die Jahre, wo er einer

höhern Leitung bedurfte, um seine geistige und körperliche Ausbildung zu vollenden.

Kore blieb unter der Leitung und Aufsicht der Mutter, die als eine Dame voll Geist und religiösen Sinnes die Tochter am besten unterrichten konnte. Sie übte ihr besonders jene bescheidene Lebensklugheit ein, die sie in glücklichen Umständen fern von allem Stolze hielt; aber auch jene weisen Lehren wurden von der klugen Mutter nicht übersehen, die, wenn Stürme über ihre Lebenstage hereinbrechen sollten, sie mitten in allen Gefahren des Leibes und der Seele aufrecht erhielten. Sie flößte ihr daher besonders ein festes, reines Vertrauen auf Gott ein, der die Seinigen zwar oft strenge prüft, aber nie untergehen läßt.

Für Guido wurden von dem Grafen Seneval selbst die trefflichsten Lehrer ausgesucht, und keine Kosten gescheut, den hoffnungsvollen Knaben in allem, was Wissenschaft und Religion erfodert, zu unterrichten.

Aber auch die Kräfte des Körpers auszubilden, wurde nicht verabsäumt. Frühzeitig mußte sich Guido an Abhärtung und Entbehrung gewöhnen, um im Falle der Noth davon Gebrauch machen zu können.

Wie trefflich ihm diese Erziehung zu Nutzen kam, wird die Folge lehren, und er selbst gestand nachher öfters, wenn er diese Erziehung nicht genossen hätte, so hätte er nothwendig den Schlä-

gen seines ihm auferlegten Geschickes erliegen müssen.

Auf diese Weise blühte Guido zu einem schönen, kräftigen Jünglinge heran. Schon in seinem sechszehnten Lebensjahre konnte er die Universität besuchen. Guido erfreute sich auch hier der Liebe und Achtung seiner Lehrer und des Umgangs derselben. Keine Stunde blieb ohne Beschäftigung, die er sich recht weise einzutheilen wußte. Während eines Zeitraumes von sechs Jahren hatte er sich in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, der Gottesgelehrtheit und auch in der Arzneiwissenschaft vollkommen ausgebildet.

Des Grafen und der Mutter Freuden stiegen über alle Massen bei den Lobeserhebungen seiner Lehrer.

Jünglinge von den achtbarsten Familien suchten seine Freundschaft, und Väter und Mütter schätzten sich glücklich, wenn Guido sie seines Umgangs würdigte, weil sie durch ihn so unendlich viel gewannen. Ja, selbst seine Unterhaltungen bereicherten ihren Geist und ihre Kenntnisse.

Nun verließ Guido die hohe Schule und begab sich zur Einübung der Rechtswissenschaft in ein öffentliches Amt. — Hier zeigte sich nun bald Gelegenheit, von seinen Kenntnissen einen vortheilhaften Gebrauch zu machen.

Charlotte, ein junges Frauenzimmer, wurde vor Gericht gebracht, und eines Kindsmordes angeklagt. Vergebens betheuerte Charlotte ihre Un-

schuld; umsonst brachte sie Beweise dar, die alle nicht ausreichten, weil Umstände obwalteten, die sie nicht heben konnte.

Einmüthig beschloßen die Richter ihren Tod. Man gestattete ihr, sich einen Vertheidiger zu wählen.

In dieser tödtenden Angst nahm sie ihre Zuflucht zu Gott. Auf einmal fiel ihr der Name Guido ein, von dessen unbestechbarem Charakter und Rufe in den Rechtswissenschaften sie einmal gehört hatte. — Sie wählte Guido zu ihrem Vertheidiger, der die Anwaltschaft der Unglücklichen jederzeit gerne annahm. Dieser ließ sich die Akten zur Einsicht vorlegen, und er bemerkte darin Fehler, und wesentliche Umstände, die nicht erhoben wurden. Selbst das ärztliche Gutachten stimmte mit der Anklage nicht überein. Hierauf baute nun Guido seine Vertheidigung, weil ihm der Zeugenbeweis für Charlottens Unschuld gänzlich mangelte.

Als Charlotte wieder vor den Richtern erscheinen mußte, und viele neugierige Zuschauer, die auf den Ausgang dieser interessanten Geschichte begierig waren, im Gerichtssaale sich einfanden, begann Guido seine Vertheidigung, und sprach so rührend, so empfindsam, so überzeugend, stellte die Gebrechen, und die nicht erholten Umstände so lebendig vor die Augen der Richter, daß sie die Unreife ihres Urtheils einsehen mußten. Er zeigte ihnen, daß sie bei der falschen Einleitung und Fortführung

des Prozesses einen ungeheuern Gerechtigkeitsmord begehen würden, der unaustilgbar, zur Schande der Richter, in den Annalen der französischen Staatsverfassung mit Blut geschrieben stehen müßte.

Kein Auge, selbst das der Richter nicht, blieb bei seiner Begeisterung und hinreißenden Beredsamkeit für die bedrängte Unschuld trocken. Und bald, nach reiflicher Ueberlegung und mit voller Ueberzeugung, sprachen die Richter ihre Unschuld aus. Charlotte ward des angeschuldigten Kindsmordes freigesprochen.

Guido aber wurde im Triumphe von der begeisterten Menge auf den Schultern nach Hause getragen. Ein tausendstimmiges „Lebehoch" dem Retter der Unschuld, begleitete ihn und tönte ihm lange nach.

Zu Hause angekommen, fielen ihm der Graf, die Mutter und die Schwester um den Hals, und umarmten ihn lange in sprachlosem Entzücken, und dankten dem Allmächtigen, daß Guido's erste schwierige Arbeit der leidenden Unschuld galt.

Ganz Paris war von dieser merkwürdigen Vertheidigung erfüllt, sie machte das Tagsgespräch an den Putztischen der Damen, wie in den Gerichtshöfen aus.

Ein Jahr darnach klärte sich Charlottens wirkliche Unschuld selbst auf. Charlottens Gatte gestand, in einem Anfalle religiöser Schwärmerei das Kind getödtet zu haben. — Nun erst dankten Guido auch die Richter für seine warme Vertheidigung; denn

ohne ihn hätten sie eine Schuldlose zum Tode verurtheilt. —

Es gehört nicht zum Plane der Geschichte, diese Kriminal-Verhandlung weiter zu verfolgen, und zu erzählen, wie Charlottens Gatte zum Geständnisse gebracht oder welche Strafe über ihn verhängt worden sey.

Bei der rastlosen Thätigkeit des jungen Rechtsgelehrten gelang es ihm wirklich, ganz ausgezeichnete Kenntnisse sich zu erwerben, so daß er ein wahrhaft Gelehrter in der Rechtswissenschaft zu nennen war. Seit jener so gut gelungenen und so meisterhaft ausgeführten Vertheidigung wurden Guido die schwierigsten Prozesse vorgelegt, die er alle zur vollkommensten Zufriedenheit der obersten Gerichtsstellen glücklich löste.

In dieser Beschäftigung verflossen einige Jahre. Zu Hause vollendete die Mutter die Bildung der Tochter, die nun auch zur blühenden Jungfrau herangewachsen war. Die Mutter schwamm in einem Meere von Wonne, wenn sie auf ihre Kinder sah; aber eines fehlte noch zur vollkommenen Glückseligkeit. Es fehlte ihr der zärtlich liebende Gatte.

Die Kinder fühlten nichts von dem, was in der Seele der Mutter vorging; denn beide meinten, der Graf sey ihr Vater, weil er sie gerade wie eigene Kinder behandelte, und ebenso erziehen ließ.

Der Graf hatte, außer seinem Palaste in der

Residenzstadt, noch weitschichtige Besitzungen und Meiereien auf dem Lande, die ihn zu einem der reichsten Edelleute machten. Alle diese Besitzungen wollte er, weil er selbst weib- und kinderlos war, und keine nahen Verwandten vorhanden waren, den beiden Kindern, Guido und Kore, als ihr Eigenthum zurücklassen.

Eines Tages als der Graf in seinem gewöhnlichen Sorgenstuhle saß, und ungemein heiter war, ließ er Guido zu sich kommen. Mit verklärtem Angesicht saß er da; so sah ihn Guido noch nie.

„Guido!“ sprach er, „sieh, ich bin alt und schwach, bald werde ich zu meinen Vätern versammelt werden; ich habe alle Tage meines Lebens, wie ich zu Gott hoffe, gelebt, wie es einem Christen geziemt, ich habe keine Ursache, mich vor der baldigen Auflösung zu scheuen. Weil aber der Christ, wenn er seine Seele in Sicherheit gebracht, auch die irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringt, so möchte ich gerne, daß du von nun an die Verwaltung, vielmehr die oberste Leitung meiner Güter auf dich nähmest, welche nach meinem Tode dir gehören; nur sollst du gehalten seyn, der Schwester Kore den dritten Theil des Gutswerthes in Geld hinauszubezahlen.“

Guido küßte seine Hand; der Graf aber ertheilte ihm seinen Segen, indem er ihm die Hände auflegte.

Von nun an verließ Guido die öffentlichen

Gerichtshöfe, weil er mit den eigenen Angelegenheiten hinlänglich beschäftiget war. Seine erste Beschäftigung war, einige Verbesserungen in der Justiz und Polizei auf seinen Landgütern vorzunehmen, und die Gerichtsbeamten zur Unpartheilichkeit anzumahnen.

In kurzer Zeit war alles in vollkommener Ordnung, und Guido konnte nun immer mehr, als sonst, im Kreise der Seinigen verweilen, was eine solche starke Liebe in den Herzen der ganzen Familie erweckte, daß jedem vor einer einstigen Trennung schon im Voraus bangte. Es wäre unmöglich, alle die Scenen der häuslichen Glückseligkeit zu beschreiben, die diese fromme Familie in sich selbst fand. Alle ihre Bemühungen, ja sogar ihre Erheiterungen hatten eine sichere Stütze; denn an der Spitze aller ihrer Wünsche stand das Höchste — Gott. Welcher Unglückliche nur immer sich ihrem Hause näherte, der kam getröstet zurück; jede feuchte Thräne, jeden Kummer, jeden Schmerz, wußte diese Familie zu trocknen und zu stillen. Kore besonders hatte ihre Freude an der Ausübung barmherziger Werke.

Diese Seelengüte wußte die Gräfin recht liebreich in das weiche Herz der Jungfrau einzugießen, indem sie durch die zarten Händchen der kleinen Kore schon frühzeitig Almosen austheilen ließ. Auf diese Weise wurde es für Kore ein Bedürfniß, Andern Gutes zu thun.

Liebe Eltern! wenn ihr Kinder habt, so gewöhnet sie schon frühzeitig, an ihren Mitgeschöpfen ihre Barmherzigkeit zu zeigen, theilet zu diesem Ende auch, wie die Gräfin, eure Almosen durch die Hände eurer Kinder aus; eure Kinder werden so lernen, gegen den Dürftigen mitleidig zu sein, und der Herr wird es euch segnen.

Auch die gräfliche Familie spürte diesen Segen; denn je mehr sie unter die Armen vertheilte, desto mehr wuchsen ihre Einkünfte, und die Speisevorräthe schienen nicht abzunehmen, sondern blieben sich beinahe immer gleich.

So waren die Umstände im Hause des Grafen beschaffen, als dieser eines Tages in das Zimmer trat, und auf den morgenden Tag eine Lustreise auf ein nahes Landgut ankündigte. Alles freute sich, besonders Kore, auf das Land hinaus.

Gute Menschen freuen sich allemal mehr auf die Schönheiten der Natur, als auf das gesellige Zusammenleben in finsteren Mauern; denn die Natur erhebt das Gemüth und den Geist des Menschen, und in ihr wird er allmählich mehr mit Gott vertraut. Wie lieblich weidet sich nicht das Auge an dem sanften Grün der Wiesen, an den wellenähnlichen Wogen der Getreidsaaten? wie lieblich das Ohr an dem fröhlichen Gesange der Waldvögel? „Morgen,“ sagte Kore, in die Höhe hüpfend, „werde ich alle diese ländlichen Freuden genießen.“

Viertes Kapitel.

Die vereitelte Freude.

Immer mehr fühlte der greise Ritter von Seneval seine Kräfte schwinden; doch meinte er, noch ein Paar Jahre in seinem Sorgenstuhl verleben zu dürfen, wenn es dem Herrn über Leben und Tod so gefällig und ihm zu seinem Heile ersprießlich wäre. Er sehnte sich daher noch einmal hinaus in Gottes freie Natur, um sich noch einmal auf Erden umzuschauen.

Am folgenden Morgen, als kaum die Sonne noch die Thurmspitzen der Stadt vergoldete, war alles in Bereitschaft zur Abreise. Das Gut, welches sie beziehen wollten, lag nur eine Tagreise von Paris entfernt.

O welche Freude flog in die Seelen der guten Familie, als sie an der Straße längs der fruchtbaren Getreidefelder hinfuhren, und hier das bunte Treiben und die geschäftige Regsamkeit der Landleute bewunderten!

Hier zur einen Seite bückten sich sonnenverbrannte Schnitterinnen mit breitem Hute aus gelbem Strohgeflechte, um mit der Sichel die Halmen den Furchen der Aecker zu entheben. Dort zur andern Seite sah man wieder andere, die mit dem Auflesen der in Garben gebundenen Aehren

beschäftiget waren. Hier zogen glänzende Rosse einen Wagen voll Heu oder Getreide zur Scheune heim. Alles lebte, selbst die Lerche schwang sich noch hoch in die Luft, um ihren Schöpfer zu loben und zu preisen in einem trillernden Liedchen.

Unter solchem angenehmen Zeitvertreibe wurde es Mittag, und man machte bei der nächsten Station Halt, um die Pferde zu füttern.

Gegen fünf Uhr Abends kamen sie auf dem Gute an. Der Graf Seneval war schon viele Jahre nicht selbst mehr auf seinem Gute gewesen. Die Freude der Unterthanen war daher unbeschreiblich groß, als sie ihren geliebten Herrn wieder einmal sehen konnten. Der ehrwürdige Pfarrer, dessen Haare unter dieser Gemeinde silberweis sich gebleicht hatten, und der Dorfsschullehrer standen mit den Schulkindern, welche, festlich gekleidet, in zwei Reihen abgetheilt waren, am Eingange der Schloßpforte, die wieder mit Triumphbögen geziert war.

Die ganze Familie stieg aus, ging die Blumenbögen und die Reihen der artigen Schulkinder durch, und grüßte die Kinder recht freundlich. Diese aber erhoben ihre zarten Stimmen und sangen ein gar angenehmes Lied. Kore mußte weinen vor Freude, so gerührt ward sie über diesen gutherzigen Empfang der braven Unterthanen.

Als die Töne des Liedes verklungen waren, trat ein Knabe in die Mitte, begrüßte mit tiefer Verneigung die Herrschaften und begann mit wohl-

klingender Stimme aus kindlichem Gemüthe einen herzlichen Willkomm zu sprechen. Freude strahlte in den Augen Aller, selbst der alte Graf stand tief gerührt mit feuchtem Auge vor dem Pfarrer. Der Graf lud den Pfarrer und den Schullehrer zur Abendtafel, welche Gunstbezeigung beide mit Dank annahmen. Unter die Schulkinder ließ er Geld, Milch, Butter, Käse und Brod vertheilen. Unbeschreiblich war die Freude der Kleinen, die sich's im Schloßhofe recht wohl sein ließen. Kore war mitten unter ihnen und schnitt ihnen Brod auf, fragte das eine oder das andere Kind Verschiedenes, das sie in der Schule schon gelernt haben mußten, aus, und die Kinder antworteten bescheiden auf alle Fragen, nur selten blieben sie eine Frage schuldig. Darüber konnte Kore sich recht kindlich freuen.

Während der Tafel wurden allerlei Gegenstände besprochen, der verständige Pfarrer wußte überall genügenden Bescheid zu ertheilen, deßgleichen auch der Gerichtsbeamte, und der Graf bezeigte über alle Anordnungen seine vollkommene Zufriedenheit. So floß dieser Tag hin in freudiger Geselligkeit.

Die Tafel ward aufgehoben, und man trennte sich mit der Versicherung, morgen nach dem heiligen Meßopfer sich wieder zu besuchen, wozu die Gäste gleich wieder gebeten wurden.

Voll Seligkeit begab sich die ganze Familie zur Ruhe, nichts ahnend von dem, was der kom-

mende Tag bringen werde, und Jedes freute sich des grauenden Morgens.

Ach, wer hätte das gedacht! So muß auch gute Menschen herbes Leiden treffen? Nicht anders!

Nach Mitternacht erschien der Todesengel am gräflichen Lager, und löste den ewigen Geist vom vergänglichen Staube.

Ein dumpfes Gestöhne erscholl in dem Zimmer des Grafen. Die Diener eilten schnell herbei, und sahen die schreckliche Scene, wie der geliebte Herr mit dem nahen Tode im Kampfe war. Die linke Seite des Grafen war gelähmt, Sprache und Vernunft kehrten jedoch bald wieder zurück.

Schnell war der würdige Ortspfarrer herbeigerufen; der Graf empfing zur Erbauung aller Ortseinwohner noch die heiligen Sterbsakramente. — Nach Empfang der heiligen Wegzehrung senkte er sein Haupt zurück, wie der müde Wanderer, der seinen Stab niederlegt, unter einem schattigen Baum das ermattete Haupt auf einen Stein zur Ruhe legt, und sorglos einschläft.

Eine kurze Zeit darauf lag der Graf, als ob er schlummre, erstarrt in den Armen des unbesiegbaren Todes.

Niemand getraute sich, ihn zu wecken, denn alle glaubten, er ruhe nun in einem erquickenden Schlummer.

Der Pfarrer aber ging hin, und faßte die schon erstarrte Hand. Kein Athem bewegte sich

Jedes Auge war auf die Lippen des Pfarrers gerichtet. „Freunde!" rief der Pfarrer, — eine Thränen-Perle entquoll seinem Auge — „Ihm ist wohl! Er ist hinübergeschlummert sanft und still, wie sein ganzes Leben war. Weihet ihm die Todesgabe, eine Thräne, ihr Lieben!"

Stummer, sprachloser Schmerz bemächtigte sich der kleinen, wieder verwaisten Familie. — Endlich brach der verborgene Schmerz in lautes Wehklagen aus. Ja, weinet ihr Guten, weinet über den Guten, euer Schmerz ist gerecht, diese Thränen zeugen von euerm guten Herzen!

Ich aber lege die Feder weg, und ziehe traurig den Vorhang über eine Scene, die jedem empfindsamen Gemüthe Thränen des Mitleids erpressen muß.

Laßt sie fließen eure Thränen,
Freunde! trocknet sie nur ab;
Dämpft das stillgehalt'ne Sehnen,
Frieden baut allein das Grab.

Denn das arme Herz hienieden,
Von den Stürmen stets bewegt,
Immer hoffend, wird zufrieden
Dann nur, wenn es nicht mehr schlägt,

Wenn in Gott es Ruhe findet,
Die auf Erden nie es fand,
Wenn es sich dort fest begründet
Hat im unbekannten Land.

Die Dorfsjugend und die guten Unterthanen des Grafen, die sich gestern über die Ankunft desselben noch so sehr erfreut hatten, standen nun auch händeringend und weinend um seinen Sarg. Am kläglichsten war der alte, treue Diener George anzusehen, und ein Stein hätte sich über ihn erbarmen mögen, so wehklagte er über den Verlust seines geliebten Gebiethers. „O," rief er aus, „warum konnte ich nicht für ihn sterben? An mir verliert kein Mensch etwas, ich bin ein altes Meubel, das zu nichts mehr nütze ist! O, warum mußte ich alter Graukopf ihn überleben, ihn, durch dessen segenreiches Wirken Hunderte beglückt wurden? Nun, o Herr! feßelt mich nichts mehr an die Erde, nun steige ich gerne hinab in die Grube, ich habe der Tage genug gelebt, entlaß auch mich im Frieden, damit ich wieder bei meinem geliebten Herrn seyn kann."

„Alles, wie Gott will," tröstete ihn die Gräfin, die selbst des Trostes bedurfte. „Ueber das, was Gott über uns Sterbliche verhängt, erhebt sich kein menschliches Streben; wir müssen seine Vaterhand nicht nur dann küssen, wenn sie uns Gutes thut, sondern auch, wenn sie uns schlägt; wir müssen uns in seinen weisen Willen fügen."

Am dritten Tage wurde der Graf mit dem bei Großen üblichen Gepränge begraben. Viele Seelengottesdienste wurden für die Seele des zu früh Dahingeschiedenen abgehalten, und ein jähr-

licher Gedächtnißtag auf ewige Zeiten gestiftet. Kein Auge war trocken, selbst die Trauerpferde, welche die sterbliche Hülle des Grafen im verschlossenen Sarge zogen, gingen so langsam und traurig, als zögen sie den Schmerz der frommen Familie. Feierlich wurde seine Hülle im finsteren Hause der Verwesung neben seinen Ahnen beigesetzt. Mit ihm erlosch die gräfliche Familie im Mannsstamme. Sein Wappen wurde umgestürzt, und der Todesengel weint an seinem Sarkophage mit ausgelöschter Fackel unter einer Laube von Thränenweiden.

Nach einigen Tagen, als der erste betäubende Schmerz in den Herzen der Familie ruhiger zu werden anfing, begaben sich die Mutter und Kore wieder nach der Stadt zurück, um ihren Schmerz mit einigen Freundinnen theilen und in ihre theilnehmenden Herzen aushauchen zu können. Guido aber blieb zurück, um die Angelegenheiten, die nach dem Tode des Grafen auf den Gütern sich zeigten, zu ordnen.

So verstrichen einige Wochen in Kummer und Schmerz; der Tod des Grafen wurde nun überall bekannt. — Eines Abends spät, bei nächtlicher Dämmerung, trat ein Fremder ziemlich barsch in das Zimmer der Trauernden, und kündigte ihnen ohne Umschweife an: da sein Onkel, der Graf von Seneval, zu ihren Gunsten kein Testament hinterlassen habe, so werde er morgen als der nächste Anverwandte von weiblicher Linie, von dem Palaste und

den Gütern des Verstorbenen Besitz nehmen, und den Namen Seneval annehmen; sie müßten es sich daher schon gefallen lassen, morgen das Palais von ihrer Gegenwart zu räumen, und sich hinbegeben, wo sie hergekommen wären.

Die Gräfin, die wohl wußte, daß sie auf das Eigenthum des Grafen nicht den mindesten Anspruch hatte, obwohl derselbe ihre beiden Kinder als Erben des ganzen Vermögens bei seinen Lebzeiten mündlich ernannt hatte, verließ mit ihrer Tochter, nachdem sie das Ihrige eingepackt hatten, mit blutendem Herzen bei anbrechendem Morgen den ihr nun so lieb gewordenen Palast, in dem sie Trost und Ruhe gefunden hatte. Bei einer guten Freundin, der Wittwe eines Beamten, welcher früher auf den gräflichen Gütern Verwalter war, nahm sie einstweil eine Wohnung mit Kore und dem alten, treuen Diener George, bis Guido zurückkommen würde.

Dieser Unfall hatte ihr wieder neue Trauer bereitet, doch sank ihr Vertrauen auf Gott nicht, der sie noch in allen Leiden getröstet hatte. „Sehet!“ sprach sie beim Abschiede vom Hause, „sehet, so vergehen die Herrlichkeiten dieses Lebens, und mit ihm Hoheit, Ehre und Macht, und die am Abende noch fröhlich sich umarmen, die sieht man am Morgen erblaßt, traurig, getrennt und verlassen.

Fünftes Kapitel.

D e r   E r b e.

Von allem dem, was sich bisher in Paris zugetragen hatte, wußte Guido noch kein Wort, als er nach kurzer Abwesenheit wieder in den Hafen mütterlicher Zärtlichkeit einlaufen wollte. Aber wie mußte er staunen, als er im Hause alles verändert sah!

Lassen wir ihn selbst reden, wie er einem seiner Freunde seine Zurückkunft meldet:

„Ich traf," so schrieb Guido, „den ordentlichen Thürsteher nicht, sondern einen andern, der „bei meiner Ankunft pfiff. Ich sah auch, daß auf „dem Hofe eine Art von einem berlinischen Reise„wagen stand, und glaubte also, es wären einige „Fremde bei der Mutter zum Besuche angekommen. „Ich ging die Treppe hinauf, und gleich vor ihr „Zimmer, ohne die eingepackten Ballen, womit das „Vorgemach erfüllt war, anzusehen. Ich kam bis an „die Thüre, machte sie auf und trat in das Zimmer, wo „sich der darin befindliche Diener über meine Dreistig„keit aufhielt. Diese Unart entschuldigte ich, indem ich „glaubte, er sey ein neuangenommener Diener, und ging „weiter fort. Wer ist denn da? hörte ich eine trotzige „Stimme hinter einer spanischen Wand rufen. „Das bin ich, gab ich zur Antwort, indem ich „immer weiterging. Das seid ihr? versetzte der

„Mann mit einem finstern Gesichte, der im Schlaf-
„rocke beim Kamine saß. Ei, wer hat euch denn
„so kühn gemacht, daß ihr in mein Zimmer gelau-
„fen kommt, ohne euch vorher melden zu lassen? —
„Ich glaubte, mein Herr! daß ich ohne diese Weit-
„läufigkeit zu meiner Mutter gehen dürfte. Eure
„Mutter! Wer ist das Weib? Habt ihr eine
„Mutter hier? Jagt mir doch den Phantasten vom
„Leibe, setzte er hinzu, und führte mich an dem
„Aermel bis vor die Thüre. Ich wußte nicht, wie
„mir geschah, und glaubte, wirklich in einem fremden
„Hause zu seyn. Wo ist meine Mutter? fragte ich
„mit Unwillen. Was hat sie euch gethan? Wo
„ist sie hin? Man schaffe mir den Schlingel vom
„Leibe! rief der Mann im Schlafrock. Seine Leute
„rissen mich fort zur Thüre hinaus. Ich ging aus
„dem Hause, und konnte der Thränen mich nicht
„erwehren, als ich es aus dem Gesichte verlor.
„Ich irrte in den Straßen umher, ohne zu wissen,
„was ich thun wollte."

Während Guido so mit sich selbst sprach und träumte, kam der alte Diener eilend auf ihn zugelaufen. „Armer Herr!" sprach der redliche Alte, und Thränen entstürzten seinen Augen, „so mußtet auch ihr schon Mißhandlungen erdulden von dem fremden Eindringlinge, der Euch das Erbe rauben will, das euch vor der ganzen Welt gehört." „Beruhige dich, lieber Alter," tröstete ihn Guido, „es wird alles zur rechten Zeit an den Tag kommen."

George führte den Guido nun zur Mutter, die in einem abgelegenen Theile der Stadt wohnte, und ihn mit Sehnsucht erwartete.

Gefaßter, als er vermuthete, fand er seine Mutter, die ihm mit Kore in die Arme eilte. „Setzt euch, meine Kinder!" sprach sie, „und auch du alter, treuer Freund, der du ohnehin alle meine Geheimnisse kennst; beunruhiget euch nicht, wegen eines vermeintlichen Verlustes, denn es gehört nichts davon unser. Seneval war kein Blutsfreund zu uns, er war nur unser Freund in der Noth, der vertrauteste Freund eures unglücklichen Vaters.

„Liebe Mutter," seufzte Guido aus tiefer Brust, „gerne will ich alle Reichthümer vermissen, wenn du mir nur einmal sagst, wer denn eigentlich unser Vater ist." „O Mutter!" sagte auch Kore, und schmiegte sich näher an sie, „sage, habe ich keinen Vater mehr?" „O Kinder!" rief die Mutter mit beklommener Brust auf, „schwer, sehr schwer fiel es meinem mütterlichen Herzen, daß ich euch so lange das Geheimniß eurer Geburt verbergen mußte. Ich habe es aber nicht deßwegen verhehlt, als ob ein Flecken auf eurer Geburt haften würde, sondern einzig nur darum, weil mein Herz allzeit blutet, wenn ich an das Schicksal euers Vaters denke. Darum höret mich, meine Kinder, ich bin gefaßt! Euer Vater ist der Graf von Verdet, ehemaliger Minister der Marine, der auf eine falsche Anklage seiner Feinde wegen Verraths un=

gehört zum Tode verurtheilt wurde.“ Bei dieser Aeußerung der Mutter fuhren die beiden Geschwisterte zusammen, als wären sie vom Blitze getroffen worden. „Ach,“ seufzten sie, „so haben wir wohl keinen Vater mehr!“ „Höret nur weiter,“ sprach verbessernd die Mutter, „noch ist meine Erzählung nicht zu Ende. Euer Vater,“ fuhr sie fort, und Guido und Kore hingen mit starren Blicken an der erzählenden Mutter, „euer Vater wurde durch seine Freunde eiligst von seinem Sturze benachrichtet, und nahm die Flucht. Seit jener Zeit sah ich ihn nicht mehr. Schreiben kann er nicht an mich, ohne seinen Aufenthalt zu entdecken, und so müssen wir uns wohl gedulden, bis uns Gott entweder hier oder dort wieder zusammenführt. In einem Briefe an seinen bewährten Freund, den Grafen von Seneval, meldete er diesem sein Unglück, und empfahl uns seinem Schutze. Wie ihr wisset, so hat dieser Redliche treue Vaterpflicht an euch geübt. In der Eile rafften wir geschwind an Papieren und Kostbarkeiten zusammen, was wir konnten, euer Vater aber floh über die Grenze. Bald wurden unsere Güter eingezogen, und ich kam von einem derselben, wo ich mich eben aufhielt, mit euch nach Paris, wo mich der Graf als die Wittwe eines weitschichtigen Verwandten ausgab. Den größten und sichersten Theil des Vermögens packte ich euerm Vater bei, das übrige nahm ich zu mir, und ist noch ganz in meinen Händen, weil wir beim Grafen nichts be-

durften, und der gütige Freund euch auf seine Kosten erziehen ließ. Mit diesem Schatze können wir bei ordentlicher Haushaltung viele Jahre, ohne darben zu müssen, leben. Gott wird uns seinen Segen nicht versagen. Kinder! dienet ihm im Glücke, wie im Unglücke, und bauet allzeit auf seine Vaterhülfe. Nie wird es euch dann an dem Nöthigen fehlen." „Liebe Mutter!" sprach Guido, „auch ich bin nicht ganz arm. An meinem letzten Geburtstage schenkte mir der edle Graf eine Banknote mit tausend Franken, welche ganz mein Eigenthum sind; diese werden uns mit dem übrigen wohl nähren, ohne daß wir uns gerade einschränken dürfen." Kore lief nun fort, und kam eilends wieder mit einem Schmuckkästchen in der Hand zurück. „Sieh hier, Herzensmutter! diese Kostbarkeiten hat mir der gute Graf nach und nach zum Geschenke gemacht; diese können wir ja auch in Geld umwandeln."

„O Herzenskinder!" rief die Mutter aus, „wie gut seid ihr! Eure Angebinde bringet ihr sogar zum Opfer."

Dem alten Diener entfielen Thränen der Wehmuth bei diesem großen Wetteifer, einander seine Lage leichter und angenehmer zu machen. „Auch ich bin nicht ganz leer," sprach der Redliche, indem er einen Beutel mit glänzendem Golde hervorzog, „es ist dieses die Frucht eines vierzigjährigen Dienstes. Gnädige Frau! ich bitte euch dringend, neh-

met dieses zu dem eurigen, nur gönnet mir, bei euch bis an das Ende meiner Tage bleiben zu dürfen.“ Guido umarmte den alten Diener. Die Mutter und Kore schluchzten laut auf über die seltene Treue und Anhänglichkeit dieses Wackern. „Nein,“ sprach Guido, „das geschieht nun und nimmermehr! Behalte dein Geld für dich, du sollst nicht von meiner Seite mehr kommen, du sollst nicht mehr dienen, sondern du sollst unser aller Freund sein. Nicht wahr, liebe Mutter! so arm sind wir noch nicht, daß wir seinen Schweiß verzehren sollten? Laß dich's nicht bangen, Alter! vor der Zukunft, deine treuen Dienste geben dir auch treuen Lohn. Und dann, liebe Mutter,“ fuhr Guido fort, „kann ich ja auch Dienste nehmen im Staate, und ein öffentliches Amt verwalten!“

„Ja, Guido, thu das!“ sagten Mutter und Schwester. „Gehe hin zu den Freunden des verstorbenen Grafen, sie werden dir wohl beistehen. Der Minister war ein Freund desselben, er wird dir gewiß zu einem Amte verhelfen, das dich nährt. Niemals könnte ich es für gut halten, wenn du deine Kenntnisse unnütz vergraben wolltest. Die Bahn hast du dir schon einmal gebrochen, man wird sich deiner erinnern, und mit Hülfe der Freunde des Grafen kann es dir nicht fehlen.“

Der Erfolg wird es lehren, wie weit die Gräfin von Verdet von der Freundschaft sogenannter Freunde recht geurtheilt, und mit Grund auf ihre

Hülfe gerechnet oder geirrt habe. Wir wünschen indessen das Beßte.

Sechstes Kapitel.

Der Bittesteller.

Wer es weiß, oder die traurige Erfahrung in seinem Leben selbst machen mußte, wie lange Freundschaften und Freundschaftsversicherungen, die um eines schnöden Vortheils willen geknüpft wurden, bei den meisten Menschen, sie mögen noch so gebildet sein, wenn sie sich nicht auf den Grundpfeiler des Christenthums stützten, dauern, der wird sich nicht wundern, wenn es in der Folge unserm Rechtsgelehrten, dem jungen Grafen von Verdet, der noch vor einem halben Jahre wegen seiner Gelehrsamkeit die Augen von ganz Paris auf sich zog, eben nicht besser erging.

An dem Pariser Hofe lebte zur Zeit, als Guido seine Dienste dem Staate anbiethen wollte, ein Minister, geehrt von seinem Könige, geehrt von den Mächtigen des Reiches, angebethet von den Unterthanen des Landes; keine verläumderische Zunge, selbst die seiner heimlichen Neider nicht, wagte es, nur im Geringsten einen Tadel auszusprechen. Zu diesem Manne, der ein guter Bekannter und Freund des verstorbenen Grafen von Seneval war, nahm Guido seine Zuflucht, und

bat ihn um seine Verwendung für ihn bei dem Könige.

Guido ließ sich also in dieser Absicht bei dem Minister melden; man bedeutete ihm, die Excellenz seien etwas unwohl, jedoch möge der Herr Graf nur ein wenig Geduld tragen, der Herr Minister werde sogleich kommen, um mit ihm zu sprechen.

Mit edlem Anstande, mit würdevoller Haltung, und unbefangenen, heiteren Angesichts trat Guido vor den Minister, der im Schlafrocke in einem Sorgenstuhle neben einem schwarzen Tische saß, auf dem Akten und eine ungeheuere Anzahl von Bittschriften lagen, die er nach und nach alle erbrach.

Guido trug mit aller Bescheidenheit seine Bitte vor. „Ich werde gewiß," sprach er, „das Amt, das mir die Huld und Gnade des Königs anvertrauen wird, und für welches mich Eure Excellenz fähig halten, mit Eifer und Treue verwalten, ich will keine Zeit, keine Kräfte sparen, dem Dienste so vorzustehen, wie es Gottes und des Königs Wille ist. Ich bitte also nur noch um Ihre gütige Zustimmung." „Die haben Sie vom Herzen, lieber Graf; denn Ihre Fähigkeiten sind an unserm Hofe zu bekannt, als daß man das Gesuch eines solchen Mannes nicht mit der ganzen Fülle seines Herzens und seiner Kräfte unterstützen sollte. Ja, Sie bedürfen nicht einmal einer Stütze, weil Sie ohnehin gerechte Ansprüche auf eine gute Bedienstung im Staate haben. Nur

eine kurze Zeit müssen Sie Geduld tragen," sagte der Minister voll Güte, „es ist zur Zeit keine Stelle erledigt, die Ihren Kenntnissen angemessen wäre. Ich kann Sie im Namen des Königs versichern, daß Sie bald eine wichtige und einträgliche Stelle haben sollen. Ich bin Ihr Freund. Leben Sie wohl, lieber Graf!"

In dieser angenehmen Hoffnung lebte Guido mehrere Monate, und entwarf schon im Voraus Pläne, wie er das Amt, das ihm anvertraut würde, mit Gerechtigkeit und mit aller Energie des Geistes der Gesetze handhaben und verwalten würde. Er machte auch einen allgemeinen Entwurf zur Verbesserung der Landesgesetze, um seiner Zeit, wenn er nicht mehr so viel Muße hätte, Gebrauch davon machen zu können.

Doch diese Hoffnung mußte Guido bald wieder verlieren. Zu seiner größten Betrübniß mußte er erfahren, daß der edle, menschenfreundliche Minister, dessen Gesundheit früher schon der überhäuften Amtsgeschäfte wegen stark litt, den Schmerzen der letzten Krankheit als ein Opfer der Berufstreue erliegen mußte.

Wie vom Donner getroffen stand Guido bei dieser fatalen Nachricht. Hier wäre ihm fast der Muth gesunken, und seine Seele schien schon ganz zaghaft zu werden; allein die christliche Hoffnung bestärkte neuerdings sein Vertrauen auf Gott in allen menschlichen Unfällen.

Wie oft ergreift nicht den Menschen bei vereitelten Hoffnungen und erlittenen Unglücksfällen bitterer Schmerz und starre Verzweiflung, in der er sich nicht mehr allein aufhelfen kann! Wehe dann einem solchen, wenn ihm der starke Anker der christlichen Hoffnung, der Schild des christlichen Glaubens fehlt. Das Schifflein seines Lebens wird dann in einem Meere von Verwirrungen, wie ein Kahn auf den tosenden Wellen des erzürnten Weltmeeres, umhergetrieben, bald hinauf in die lichte Höhe, bald hinunter in die finstere Tiefe des bodenlosen Weltmeeres. Diesen Stürmen ist dann das schwache Schifflein nicht gewachsen, und es wird hinweggeschleudert weithin an die hervorragenden Klippen irgend eines Felsen im Meere, daß es zersplittert und dem schön geformt gewesenen Schifflein nicht im Geringsten mehr ähnelt. So verhält es sich mit dem Menschen, wenn er die christliche Hoffnung verliert, und sich von Gott losreißen will; sein Leben gleicht dann der Seifenblase, die von dem geringsten Hauche der Luft zerstäubt. O möchte doch jeder Unglückliche, jeder, der von dem falschen Glücke dieser Welt betrogen worden ist, in Gott seinen Anker, seinen Schild suchen und finden, wie ihn Guido gefunden hat.

Ein so wichtiger Posten, wie der eines Ministers konnte nicht lange unbesetzt bleiben. Es kam ein Mann, der einen hohen Posten in einer der Provinzen bekleidete, an die Stelle des Verstorbenen.

Ueberall sprach man von den Einsichten und hohen Wissenschaften des neuen Ministers.

Guido wartete einige Zeit nach der Ankunft desselben zu, bis er erst heimisch geworden war. Da Guido des Vergnügens der persönlichen Bekanntschaft mit dem Minister entbehrte, so entschloß er sich, an einige Freunde desselben, die einst auch seine persönlichen Freunde waren, sich zu wenden, um den Herrn Minister für ihn zu stimmen; aber die meisten versicherten ihn, daß ihre Freundschaft selbst noch zu neu wäre, und sie den Charakter desselben selbst noch nicht genugsam studirt hätten, wie ihm am beßten beizukommen wäre; im Uebrigen möchten sie um alles in der Welt gleich anfangs bei seinem Amtsantritte ihn nicht um Gefälligkeiten für einen Dritten angehen. Andere Freunde, die ihn stets der innigsten und zärtlichsten Freundschaft versicherten, da der Graf Seneval noch am Leben war, waren aufrichtiger gegen ihn, und sagten ihm mit dürren Worten, daß sie ihn nicht kennen, oder daß Zeit und Umstände andere Freundschafts-Verbindungen nothwendiger gemacht haben, als die seine, die unter den jetzigen Umständen von keinem Einflusse wäre.

Es ist eine schmerzliche Erfahrung für denjenigen, der eine wahre Freundschaft, oder besser zu sagen, eine wahre christliche Nächstenliebe für den Menschen in sich empfindet, wenn ihm auf einmal die Binde von den Augen gezogen wird, und er

dann sieht, daß nur Speichellecker seine Freunde waren, die sich hindrehen, wo der Wind hinbläst, und abfallen, sobald ihr Ehrgeitz keinen Vortheil mehr erblickt.

Diese traurige Wahrheit mußte auch Guido bei seinen ehemaligen Freunden erfahren.

Da derselbe nun einsah, daß er bei der Denkweise seiner Freunde zu nichts gelangen werde, entschloß er sich, geraden Weges zu dem neuen Minister zu gehen, und ihm sein Gesuch vorzulegen.

Mit vieler Freundlichkeit wurde Guido von dem Minister empfangen; bescheiden trug er seine Bitte neuerdings vor. Bei der Gerechtigkeit derselben machte ihm der Minister sichere Hoffnungen, ein Amt zu bekommen, wie es ihm sein Vorfahrer schon zugesichert hatte; nur möge er sich noch einige Zeit gedulden, weil er, der Minister, noch zu neu sey, und seine Leute noch zu wenig in ihren Befähigungen kenne. Hier hätte Guido wohl seine Verdienste geltend machen können, allein seine Bescheidenheit erlaubte es ihm nicht; denn, dachte er, es wäre unklug von einem so hochgestellten Manne, wenn er dem Nächsten, dem Beßten, Aemter von Wichtigkeit anvertrauen würde; er müsse seine Leute kennen, die fähig sind, diesem oder jenem Posten vorzustehen. Bei diesen Vorstellungen beruhigte sich Guido, und ging nach Hause.

Siebentes Kapitel.

Das Mitleid — ein Unglück.

An dem Nachmittage eines heiter lächelnden Frühlingstages, wo die halbe Pariser Welt den Thoren der Stadt enteilte, um in den nahegelegenen Erholungsplätzen außer der Stadt die reine, angenehme und gesunde Frühlingsluft zu genießen, ging Guido Graf von Verdet durch eine enge Strasse, unbekümmert, wer da oder dort an ihm vorüber ginge. Auf einmal fühlte er sich am Arme ergriffen, und ein junger, gut gekleideter Mann stand vor ihm mit verschämtem Angesicht, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Was wollen Sie," fragte Guido, „kann ich Ihnen vielleicht in etwas dienen?" Die Sanftmuth, mit welcher der Graf diese Worte aussprach, gab dem Zitternden Muth. „Kennen Sie mich?" fragte er weiter.

„Ja wohl," antwortete der Fremde, „kenne ich Sie. Sie sind der Graf von Verdet, der Charlottens Unschuld so großmüthig vertheidigte. Diese Ihre Großmuth flößt auch mir den Muth ein, Sie um eine kleine Unterstützung anzuflehen. Sie erretten dadurch zwei Seelen vom Hungertode, oder, was noch schmerzlicher ist, von Schande und Entehrung." „Wer sind Sie, darf ich es wissen?"

fragte Graf Verdet. „Ach, Herr Graf, ersparen Sie mir dieses Geständniß; in einer bessern Zeit werde ich Ihnen alles entdecken dürfen," antwortete der Fremde. Der Graf sah ihm in die Augen, und weil er sie beschämt zur Erde schlug, so glaubte er, einiges Mißtrauen in die Wahrheit seiner Bitte setzen zu müssen, indem er meinte, der Fremde habe es in seiner Verschlagenheit auf seine Börse abgesehen, die er ihm beim Herausziehen aus den Händen reissen und davon laufen könnte, wozu ihm die enge Gasse und die Schlupfwinkel in derselben die schönste Gelegenheit darböten.

Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er ihn abweisen oder beschenken sollte; doch schnell siegte sein menschenfreundliches Herz, er zog die Börse, und reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Mit Thränen im Auge dankte der Unbekannte für die so reichliche Gabe. „Wissen Sie, Herr Graf!" sagte er, „nicht für mich ist diese Wohlthat, es ist das erstemal," — hier schluchzte er laut, — „daß ich bettle; sie gehört für meine Herrschaft, die durch Unglück mancherlei Art tief herabgekommen ist, und nun mit dem bittersten Mangel kämpft. Erlauben Sie, daß ich augenblicklich diese Ihre Hülfe ihr bringe. Gottes Segen komme über Sie, edler Menschenfreund!" Hiemit entfernte sich der Diener. „O, es giebt doch noch gute, edle Menschen," rief er einigemale im Weggehen, bis er um die Ecke verschwand.

„Wer mag wohl diese unglückliche Familie sein,“ fragte sich Guido, „die in ihren äußern Verhältnissen so tief herabgekommen ist, daß ihr Diener fremdes Mitleid anflehen muß? O gewiß muß es eine recht gute Familie sein, die ohne ihr Verschulden an den Rand des Verderbens gerathen ist; denn wenn sie nicht eine herzensgute Familie wäre, so würde sie keinen solchen seltenen und treuen Diener besitzen, der sie im Unglücke nicht verläßt, und sie in den Tagen der Noth nicht verschmachten läßt! Wäre sie böse, und durch ihre Schuld unglücklich geworden, so würde jeder Diener, er mag gut oder böse sein, ihr den Rücken gekehrt haben, sobald trübe Wolken über ihrem Haupte sich zusammenzogen.“

Schon reuete es den Grafen, daß er nicht in den Diener gedrungen sei, um den Namen, oder wenigst die Wohnung dieser unglücklichen Familie zu erfahren.

Mehr denn drei Wochen vergingen, und Guido konnte den Bedienten nicht wieder sehen, obwohl er dieselbe Gasse öfters durchging, und mehr als sonst die öffentlichen Plätze besuchte. Als er schon bei sich beschlossen hatte, seine Nachforschungen und Wanderungen aufzugeben, weil er doch betrogen worden sein könnte, stand Vinzenz, denn so hieß der Bediente, wieder vor ihm, und flehte abermal und weit dringender seine Barmherzigkeit an. „Warum,“ rief ihm Guido

gütig zu, „seid ihr nicht früher gekommen? Warum habt ihr euch so sorgfältig vor mir geheim gehalten? Habt ihr etwa gezweifelt an meinem guten Willen, euch zu helfen?“

„O, gnädiger Herr! alles dieses nicht,“ erwiederte Vinzenz etwas wehmüthig, „nur Scham wegen zu ofter Zudringlichkeit hielt mich ab, Ihnen neuerdings beschwerlich zu fallen; dann,“ setzte er noch bei, „Ihr ohnehin sehr großes Geschenk, und meine letzte Kleidung langten bisher aus.“ Mit Verwunderung sah Guido nicht mehr die feine, nette Kleidung an dem Diener, sondern einen alten, abgetragenen Bedienten-Rock. Guido reichte ihm dießmal eine ziemlich bespickte Börse. Dankend entfernte sich Vinzenz. Mit Vorsicht ging ihm der Graf nach; Vinzenz machte auch keine Winkelgänge, um ihn irre zu leiten, sondern bog in die nächste Strasse ein, wo er durch ein großes Gebäude sich in das Hinterhaus begab. Guido folgte ihm auf dem Fuße, um diese nothleidende, hülfsbedürftige Familie kennen zu lernen, die einen so barmherzigen Diener besitze. „Vinzenz und George,“ sagte er bei sich selbst, „sind das Muster aller Diener, keiner will seine Herrschaft im Unglücke verlassen!“

Als der Graf, gleich nach Vinzenz, in die Wohnung der unglücklichen Familie eintrat, o Himmel, welch' ein Anblick, welch ein Auftritt bot sich ihm dar!

In einem Winkel des Zimmers, auf dem Bo-

den lag eine menschliche Gestalt, die etwelche Lumpen bedeckten. Blaß und abgezehrt, wie ein leibhaftiges Todtengerippe, lag ein alter Mann, von aller menschlichen Hülfe entblößt, vor dem Anblicke des Grafen. Sein mattes Auge, das glanzlos in seinen Ringen umherirrte, schien dem Erlöschen nahe, seine Stimme war gebrochen, nur matt konnte die Zunge sich mehr bewegen, jede Muskel seines ganzen Körpers war gespannt und schien noch mit irgend einer Gewalt zu kämpfen. Der letzte Rest seiner Kräfte stemmte sich dagegen. An dieses todtenähnliche Gerippe klammerte sich Eusebia, die Tochter dieses Unglücklichen, aus Furcht und Verzweiflung. „Vater! Vater! schütze mich vor den Klauen des Unmenschen,“ rief das Mädchen dem schon halb erstarrten Greise händeringend zu.

In Mitte dieser erbarmungswürdigen Gruppe stand der Herr des Hauses, und foderte mit aller Rauheit einer barbarischen Seele den letzten Rest der Hausmiethe. „Bezahlet mich,“ rief er aus der Fülle seines unmenschlichen Herzens, „oder ich werfe euch beide zur Stunde noch zur Thüre hinaus. Damit ihr aber sehet, daß ich kein harter Hausherr bin, so will ich euch alles schenken, wenn du schöne Eusebia“ — hier trat Vinzenz und Guido, ihm hart auf der Ferse folgend, in das Gemach des Unglücks, — „wenn Eusebia,“ donnerte ihm der Graf zu, „ihre Ehre verkaufen würde, und du verruchter Bösewicht ungestraft bliebest!“ Mit die-

sen Worten nahm er den ergrauten Sünder ganz unsanft am Arme, und schleuderte ihn gegen die Thüre.

Der Schändliche machte einen gewaltigen Lärmen, und schrie, was er konnte, um Hülfe. Bald lief eine ganze Menge Hausleute zusammen. Auch die Wache wurde von dem Elenden herbeigerufen, um Guido zu verhaften. „Nehmet mir diesen Taugenichts," schrie er in seiner erbitterten Wuth der Wache zu, „er hat mich in meinem eigenen Hause beleidiget, als ich ihn eben von einem schändlichen Vorhaben mit Gewalt verdrängen wollte." Die Wache, die nicht untersuchen konnte, wer hier eigentlich der Schuldige sei, führte Guido, der ihr um so williger folgte, als er sich ganz schuldlos fühlte und sich noch dazu einer guten That bewußt war, vor die Polizei.

Aber wie es im menschlichen Leben sich gar oft zu ereignen pflegt, daß der Unschuldige, im Vertrauen auf seine Unschuld, den Ränken seiner Feinde unterliegen muß, während der Schuldige, der Bösewicht, durch allerlei Lügen und Vorspieglungen sich aus der Klemme zu winden weiß; so mußte auch Guido dieses zu seiner größten Betrübniß erfahren.

Gleich nach der Verhaftung des Grafen Guido ging der verschmitzte Hausherr der unglücklichen Familie zur Polizei, und gab die schändlichsten Dinge, die er begehen wollte, gegen Guido zu

Protokoll: wie nemlich dieser Verhaftete sich in sein Haus geschlichen, und mit Gewalt in das Zimmer seiner Miethsleute gedrungen sei, wie er ihn auf entstandenes Hülferufen von seinem Vorhaben mit Gewalt verdrängen mußte, und wie er ihn in seinem eigenen Hause gegen alles Recht der Hauseigenthumssicherheit geschlagen, ja wohl gar ums Leben gebracht hätte, wäre nicht die Wache noch frühzeitig genug gekommen. Alles getreulich und ohne Gefährde!

Auf diese Aussage hin ward der Richter schon gegen Guido gestimmt. Vergebens betheuerte Guido seine Unschuld, vergebens berief er sich auf das Zeugniß des Bedienten und der Familie selbst. Er mußte gefehlt haben, und zur Strafe eingesperrt werden! Nun gab sich Guido auch noch zu erkennen, indem er sich auf das Zeugniß eines eben anwesenden Schreibers berief, der mit ihm auf der Universität die Rechte studirt hatte. „Sie kennen mich wohl,“ berief sich Guido auf diesen, „daß ich da die Wahrheit sage?“ „Ich weiß wohl, daß der Verhaftete die Rechte zu meiner Zeit studirt hat,“ entgegnete der Schreiber, „aber wer er ist, kann ich nicht sagen,“ und ging mit einem Akte unter dem Arme aus dem Zimmer.

Guido mußte nun, wollte oder wollte er nicht, sich der Nothwendigkeit ergeben, und wenigstens für diese Nacht seine Wohnung im Polizeihause nehmen.

Früh am andern Morgen standen Vinzenz und Eusebia vor dem Richter, und bezeugten des Grafen Unschuld, worauf er ohne weiteres Verhör entlassen wurde.

Obwohl er unschuldig war, so wußte jener reiche Filz, der allein an allem Schuld war, es doch dahin zu bringen, daß seine Ehre befleckt blieb.

Indessen hatte diese tragische Geschichte großes Aufsehen erregt, und durch die lügenhaften Ausstreuungen seines Gegners, einen ziemlich glaubwürdigen Anstrich von Wahrheit bekommen, so daß man eher der Lüge, als der Wahrheit glaubte. Selbst dem Minister blieb die Sache nicht verborgen. Auch er wurde von falscher Nachricht hintergangen, und Guido stand in einem häßlichen Lichte vor seinen Augen da.

Als Guido einst wieder vor dem Minister erschien, und sein Ansuchen erneuern wollte, sagte ihm dieser, ohne die Wahrheit aufgesucht zu haben, mit runden Worten gerade heraus: „Einem Manne, der, wie Sie, verdächtige Häuser besucht, kann man kein Amt, geschweige denn ein Amt von Wichtigkeit anvertrauen. Unter meinem Ministerium dürfen Sie sich keine Hoffnung machen, je einen Staatsdienst zu erlangen. Wollen Sie sich entfernen!"

Gelassen ertrug Guido diese Schmähung, weil ihn das Bewußtsein der Unschuld beruhigte. So stark kann nur ein reines Gewissen machen!

Durch diese Umstände ward sein Mitleid, das er gegen eine unglückliche Familie fühlte, deren Elende er abhelfen wollte, für ihn ein Unglück. Noch hat aber seine letzte Leidensstunde nicht geschlagen.

Als er nach Hause kam, weinten Mutter und Schwester bitterliche Thränen; denn auch sie hatten seine Verhaftung und falsche Anklage vernommen, und obwohl sie von seiner Unschuld im Innern überzeugt waren, so waren sie doch um ihn besorgt.

In Paris mochte nun Guido nimmer bleiben; er machte daher der Mutter die Eröffnung, daß er gesonnen sei, seinen Vater zu suchen, und sollte es auch an das Ende der Welt gehen. „Der Herr, auf den ich vertraue, wird mir auf die Spur helfen, und sein Finger mir seinen Aufenthalt zeigen."

„Ja, mein Sohn!" erwiederte die liebende Mutter, „suche den Vater, und führe ihn bald in die Arme der Mutter und der Schwester! Mein Segen begleite dich! Es ist mein eifrigster Wunsch." Hierauf gab sie ihm seinen Taufschein, nebst den nöthigen Geldanweisungen. So kam Guido durch den Wald bei den Pyrenäen, wo er in der Schenke einkehrte. Niemand wird mehr zweifeln, daß unser unbekannter Fremde, der hernach von den Räubern überfallen, und von den holländischen Werbern wider Willen durch einen Schlaftrunk zum Soldaten

gemacht wurde, kein anderer sei, als Graf Guido von Verdet, der schon von der zartesten Jugend an, obwohl er die Gottesfurcht nie aus dem Auge gelassen, mit dem seltsamsten Geschicke und mit den wunderlichsten Umständen zu kämpfen hatte.

Achtes Kapitel.

Der Verrath.

Die Schicksale des Menschen sind von höherer Hand geleitet. Niemand wage es, derselben gewaltsam zu widerstreben. Wenn auch hie und da eine feste, im Innern des Menschen gewurzelte, gewaltsame Willensmeinung der äußern rohen Gewalt Trotz zu bieten und eine Zeitlang Widerstand zu leisten vermag, so muß diese eingebildete Willens-Gewalt doch der unsichtbaren Macht, die von Oben kömmt und jene umgibt, weichen.

Diese Wahrheit finden wir an so vielen tüchtigen Männern, die mit ihrem trotzigen Widerstandsgeiste alles zu beherrschen schienen, bestättiget, besonders dann, wenn sie ihre Herrschaft, ihre Sendung, ihre Macht auf Erden, nicht von dem herleiten konnten, der allein alle Gewalt im Himmel und auf Erden hat. Menschlicher Widerstand, sobald es Gottes Wille nicht ist, ist dann vergebens, der Mensch muß dem höhern Willen folgen.

Guido, der hartbedrängte, vom Schicksal

schwer gebeugte junge Mann, den wir in der Gesellschaft der holländischen Werber auf einmal verlassen mußten, um einen andern Faden seiner auf ihn Bezug habenden Geschichte, zu verfolgen, erwachte auf einmal aus seinem gewaltsamen, unnatürlichen Schlafe. Ihm war es, als hätte er geträumt, in Mitte der Seinigen sich zu befinden. Er sah seinen Vater, den er nie gekannt und doch gesehen zu haben glaubte, unter seinen Angehörigen ein frohes, heiteres Fest des Wiedersehens feiern. Ihm klang's im Ohre: bald wirst du auf immer für deine Lebenstage glücklich sein.

Aber bald war dieser süße Traum verschwunden. Sobald Guido von seinem Schlaftrunke völlig bei Sinnen war, sah er sich in einem gar gräßlichen Zustande. An Händen und Füßen gebunden, wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, konnte er kein Glied bewegen; denn viele Stunden mochte er schon in diesem unmenschlichen Zustande dagelegen sein, während seine Peiniger, die holländischen Seelenmäckler, sich's noch immer bei Branntwein und unzüchtigem Gelächter wohl sein ließen. Seufzer und Jammertöne preßte er aus seiner Brust, jedoch ohne sich laut zu beschweren. Klagen und bitten mochte er nicht; denn das wäre bei diesen gefühllosen Menschen umsonst gewesen. Widerstand konnte eben so wenig Früchte bringen; denn was wollte der arme, an Händen und Füßen gebundene Gefangene gegen die ganze Rotte dieser Lasterhaften

ausrichten, gesetzt auch, er hätte die Stricke, mit denen er gefesselt auf der Erde lag, entzwei reissen können. Er litt also geduldig. In diesem traurigen Zustande ward er auf Befehl des Offiziers auf das Schiff gebracht.

Nach einer Frist von drei Wochen, seit seiner gewaltsamen Gefangennehmung, lief das Schiff vom Stapel. Man entledigte ihn seiner Fessel; aber er wurde dafür an das Steuerruder hingestellt, wo er, wie der gemeinste Bootsknecht oder Sklave, Tag und Nacht rudern helfen mußte. Wenig Schlaf kam während der ganzen Fahrt in seine roth geweinten Augen.

Mit vollem günstigen Winde kam das Schiff mit der ganzen Mannschaft, die in verschiedenen Ländern Europas geworben oder mit List gefangen worden war, glücklich, ohne die geringste Unannehmlichkeit auf der See erlitten zu haben, in dem neuen Welttheile, auf der Kolonie Surinam an.

Als man an's Land gestiegen war, wurden die Neugeworbenen dem General-Statthalter von Surinam von dem Offizier vorgestellt, und sogleich in sichern Gewahrsam gebracht.

Am dritten Tage wurden sie verpflichtet, die Rechte Hollands nach Kräften gegen die Landeseinwohner zu schützen.

So schwer dieses unserm Guido ankam, gegen Menschen, die ihm in seinem Leben nichts zu Leide gethan hatten, zu kämpfen, weil sie ihr Eigenthum

beschützen, und sich nicht zu Leibeigenen fremder Nationen machen lassen wollten, so sah er doch ein, daß hier nichts helfe, sondern daß Gott allein sein Retter und Befreier in dieser großen Drangsal sein müsse. Menschliche Kräfte schienen hier nicht hinreichend zu sein.

Nachdem die neuangeworbenen Soldaten in der Kriegskunst nach europäischer Art hinlänglich eingeübt waren, so wurden einige derselben wieder weiter in das Innere des Landes abgesendet. Guido, nebst noch vieren, die aus Deutschland gebürtig waren, durfte bleiben.

Strenge, sehr strenge wurden sie gehalten, besonders Guido, der fast nie außer Dienst war. Das ungewohnte Klima unter einem fremden Himmel, die unzähligen Insekten, die sie Tag und Nacht plagten, die Tyrannei ihrer Aufseher, die brennende Hitze am Tage, und die strenge Kälte bei der Nacht, der marternde Gedanke, die Seinigen vielleicht nie wieder zu sehen, nie wieder den vaterländischen Boden betreten zu können, dies alles wirkte zusammen, um in Guido ein seltsames Gemisch von Empfindungen hervorzubringen, wodurch seine sonst so kräftige Gesundheit stark leiden mußte.

Doch der fromme Christ ergiebt sich geduldig in alle Leiden, die ihm die Vaterhand Gottes auferlegt, und hofft auf Gott, seine einzige Zuversicht, die ihn nie zu Schanden werden läßt.

„O Gott!“ rief er aus, wenn er hie und da

seiner unverschuldeten Leiden wegen nachdachte, „o Gott! hast du mich gnädig aus der Räuber Händen gerettet, du wirst mich auch hier, wenn es dein göttlicher Wille ist, nicht hülflos verschmachten lassen, du wirst mich erretten aus meiner schmachvollen Lage.“

Und so oft er so gebethet hatte, kehrte innerer Trost in seine verlassene Seele. Er ward ruhig, und licht wurde es in seinem Herzen, das sich an den festen Anker, an Gott, anklammerte.

Gelassen ertrug er alle Beschwerden, wenn es ihm auch noch so hart ankam. Seinen Dienst verrichtete er auf's pünktlichste, nie that er einen Fehltritt. Hiedurch zwang er unwillkührlich seine Obern, ihm ihre Achtung und Belobung nicht zu versagen. Von diesen geachtet, von seinen Kameraden, den übrigen Soldaten, denen er bei seinem Reichthume von Kenntnissen allerlei Gutes erzeigte, geliebt, ward er bald der Liebling auf der ganzen Kolonie. Selbst der Statthalter der Kolonie sah dieses, und beschloß auch sogleich, sein Loos zu erleichtern. Er ernannte ihn zum Unteroffizier. Nun ward Guidos Unglück auf einmal erleichtert, er hatte nicht den zehnten Theil der Anstrengungen mehr, vielmehr hatte er die Aufsicht über einen ansehnlichen Theil der Truppen. Seine milde, menschenfreundliche Behandlung, die er gegen seine Untergebenen ohne Ausnahme ausübte, gewann ihm die Herzen aller seiner Soldaten, so daß sie

Leben und Gut für ihn hinzugeben bereit gewesen wären.

Wer sieht hier nicht augenscheinlich den allwaltenden Finger Gottes, der ihn so bald für sein frommes, in Leid und Kreuz schon vielfach erprobtes Tugendleben belohnte? Die allgemeine Achtung der Menschen, die Liebe derselben und seiner Vorgesetzten, war sie nicht eine große Beruhigung für Guidos anfänglich so harte Lage? Gewiß; denn selten gelingt's dem Menschen, wenn er auch noch so tugendhaft wäre, auf die allgemeine Liebe seiner Brüder Anspruch machen zu können, weil die Meinungen der Menschen ungleich sind, und der Eine das für schlimm erklärt, was bei dem Andern gut ist, auch deßwegen, weil nicht bei allen Menschen die Liebe gleich ist; doch äußerliche Ehrfurcht kann der tugendhafte Charakter bei Andern allzeit hervorbringen. Nicht leicht wird Jemand, wenn er gleich in seinem Innern ihn haßt, dem Tugendhaften seine Ehrfurcht versagen, wenigstens tritt er nicht öffentlich auf, weil er sieht, daß Bessere, denn er, ihn lieben und ehren. Mag auch hie und da einer ein zweifelhaftes Gesicht über Guidos Lobeserhebungen gemacht haben, so ward er doch allgemein geliebt.

Seine Stelle als Unteroffizier benützte Guido, nächst seinen liebevollen Befehlen in dem Dienste, auch noch besonders dazu, daß er auf eine allgemeine Verbesserung der Sitten unter seinen Sol-

daten drang. Er ermahnte sie zu einem frommen, einfachen, Gott ergebenen Leben, zeigte ihnen die Abscheulichkeit des Fluchens und anderer garstiger Gewohnheiten, ermahnte sie zum Gebethe, zeigte ihnen die Unsinnigkeit eines bösen Lebens, und die drohende Gefahr, in der sie tagtäglich schwebten, ein Opfer der Landeingebornen zu werden, machte sie aufmerksam auf die Zukunft, wie es dem Sünder im ewigen Leben ergehen werde, befestigte ihr Vertrauen auf Gott, erweckte bei den Glaubensschwachen den Glauben, bei den Muthlosen die Hoffnung, und bei den feindlich Gesinnten die Liebe; „diese drei, Glaube, Hoffnung und Liebe sind es," endete er jedesmal sein Gespräch, „die allein fähig sind, den Menschen im Leben und Sterben zu trösten."

Viele von den Soldaten, ja ich darf sagen, die meisten brachte er durch seinen liebreichen Unterricht auf bessere Wege. Konnten sie ihm schon vorher ihre Liebe nicht versagen, so zwang sie jetzt die Dankbarkeit hiezu. Viele fing es schon an zu reuen, daß sie nicht früher, da sie noch in bessern Umständen im Mutterlande lebten, die Stimme der Religion, die so oft an ihr Ohr klang, in ihr Herz aufnahmen.

Das schöne, genußreiche Leben, das sie sich geträumt hatten, fanden sie nicht im fremden Welttheile, sondern vielmehr nur Kreuz und Plage. Dieß verursachte ihnen Eckel an ihrem bisherigen Leben, so daß sie gerne die Lehren des frommen

Korporals, wie sie Guido nannten, hörten und befolgten.

Der größte Theil der Kolonie gewann dadurch ein friedlicheres und freundlicheres Aussehen. Zuvor war nichts sicher vor ihren Händen, so daß der Statthalter alle Strenge gegen seine Untergebenen brauchen mußte.

Täglich schwuren mehr Soldaten und Kolonisten zur Fahne Jesu Christi, und ließen sich unter dessen siegreichem Panier zur Vertheidigung der guten Sache anwerben.

Die Engel freuten sich, der Satan aber trauerte. Schwarzen Neid blies dieser in die Seele eines Soldaten. Lange sah er die glücklichen Fortschritte, und die immer mehr wachsende Liebe zu Guido. Dieß wurmte ihn in seiner verstockten Seele. Er lauerte beständig im Geheimen auf eine Gelegenheit, wo er dem Scheinheiligen, so schalt er Guido gegen die andern Soldaten, die dieß nicht leiden wollten, etwas anhaben könne.

Aber er lauerte umsonst; überall erblickte sein Auge nur Gutes.

Durch sein würdevolles Benehmen erwarb sich Guido die Freiheit, überall herumzugehen, wo es ihm beliebte. Er besuchte einsame Spaziergänge, wo er unter schattigen Bäumen Gott und der Natur näher und vertrauter sein konnte. Besonders erfreute ihn ein angenehmes Dattelwäldchen, das gegen die Meeresküste zu lag. In diesem Wäld-

chen weilte er oft Stunden lange, wenn es sein Dienst erlaubte. Recht angenehm und lieblich, wie zu einem Lusthause von der Natur geschaffen, war eine Grotte dicht stehender Dattelbäume, die inwendig eine Rundung und Raum für etwa acht Personen ließ.

In dem Schatten dieser kühlenden Grotte pflegte Guido sehr oft sich zu erquicken, und vor den brennenden Strahlen der amerikanischen Sonne sich zu schützen.

Vier Soldaten, Deutsche von Geburt, deren wir schon früher erwähnten, die mit Guido auf dem nemlichen Schiffe nach dem neuen Welttheile übergeschifft wurden, hingen gar treuherzig an seinem belehrenden Munde, und waren allemal die Ersten in Befolgung dessen, was er ihnen vortrug. Sie wichen nie von seiner Seite, wo er war, mußten auch sie sein, und ohne sie war er nie, sie verehrten ihn als ihren Herrn und Gebiether. Sie schliefen zusammen, sie aßen zusammen, und sangen zusammen.

Einer aber unter ihnen war ein guter Sänger, welcher auf allerlei Weise gar anmuthige Lieder zu singen verstand. Vor seiner Einschiffung nach dem neuen Lande, wanderte er in weiten Landen umher, und sang zu seiner Mandoline, die er mit hinüber genommen hatte, gegen Bezahlung vor den Häusern der Großen und in Gesellschaften manchen gar lustigen Schwank. — Deß freuten die Zuhörer

sich, und spendeten nach Kräften in ihrer aufgeregten Freude. Alle diese Spenden aber, so reichlich sie auch waren, verfloßen wieder, und der Spielmann wußte dann den Aufenthalt seiner Gönner selbst nimmer zu entdecken, so daß er oft mit mancherlei Noth zu kämpfen hatte.

Aber seit Guido um ihn war, seitdem er seine Lage eingesehen hatte, verstummten diese Lieder, und andere, heilige Töne, die ihn Guido gelehrt hatte, erklangen von den Saiten der Mandoline des deutschen Spielmannes.

An einem schönen Frühlingsnachmittage, wo die Sonne noch nicht mit ihrer ganzen Kraft über ihren Scheitel herabbrennen konnte, ging Guido und mit ihm die vier Deutschen, da sie eben außer Dienst waren, dem Dattelwäldchen zu.

Der heilige Schatten in der dunkeln Baumgrotte empfing sie und begeisterte ihr Gemüth. Sie führten in diesem dunkeln Grün gar viele heilsame Gespräche, zuletzt aber nahm der Sänger die Mandoline hervor, und sang mit seelenvoller Stimme zum Klange der Saiten. Guido und die übrigen drei sangen gleichfalls mit. Der Gesang aber lautete also:

Es blühen drei freundliche Sterne,
Sie heischet der menschliche Trieb,
Sie thronen im Herzen der Christen,
Und heißen: Glaub', Hoffnung und Lieb'.

Der Glaube belebet den Frommen,
Und spendet ihm himmlischen Muth;
Im Glauben bewahrt er das Leben,
Von Christus erlöset durch Blut.

Die Hoffnung gesellt sich zum Worte,
Woran sich der Glaube fest hält,
Und mahlt uns mit glühenden Strahlen
Die Freuden der ewigen Welt.

Die Liebe dann bildet den Menschen
Zum gläubigen Christen heran;
Die Liebe umfasset das Ganze,
Was Menschen beseligen kann.

Drum schimmert ihr göttlichen Sterne,
Und werdet uns Schwachen nie trüb;
Es stärke im Leben und Sterben
Uns Glaube, und Höffnung und Lieb!

Denn Glaube, Hoffnung und Liebe
Erhellen das Dunkel der Nacht;
Weil Christus am Kreuze hat selbe
Vom Himmel zur Erde gebracht!

So sangen im fröhlichen Tone die Sänger, und alles horchte auf mit leisem Athem; denn viele Soldaten gingen an der schattenreichen Grotte vorbei und blieben stehen, bis die herrlichen Sänger geendet hatten. Selbst die fittigbegabten Bewohner der dunkeln, schattenreichen Aeste des Dattelwäldchens horchten hoch auf. Kein Athem bewegte sich; nur die sanft tönende Philomele klagte in ihrem Liedchen bei ihren Jungen über den zu früh ver-

klungenen Gesang. Alles, was ringsum lebte, athmete Wonne; nur in das Herz des auf Verrath lauernden Soldaten kam keine Ruhe; denn er konnte nicht vernehmen, was er gerne gehört hätte.

So brachten sie viele Tage und Monden in frommer Begeisterung ihre Mußestunden in der schattenreichen Baum-Grotte zu.

Einmal sang der deutsche Spielmann wieder ein gar wehmüthiges Lied. Nach Beendigung desselben sprach einer von ihnen: „Es ist doch gar hart, nicht wahr, guter Guido, wenn man so lange von seinem Vaterlande abwesend ist?" „Oder dasselbe vielleicht gar nimmer sieht?" setzte ein anderer bei. „Seid ruhig, meine Söhne!" tröstete sie Guido. „Wenn es Gott gefällt, so können wir vielleicht bald dahin gelangen. Wer weiß, ob unsere Erlösung nicht schon näher ist, als wir denken."

Der Verräther hatte gelauert unter dem Gesträuche der Grotte. Er hatte etwas gehört von naher Erlösung. Mit diesem Funde eilte er zum Statthalter, und hinterbrachte ihm, daß Guido mit den vier Deutschen entweichen wolle, und daß die Stunde nicht mehr ferne sei. Sogleich wurden Wachen ausgeschickt, um die Ausreißer in Sicherheit zu bringen. Sie wurden in Fesseln vor den Statthalter geführt.

„Was muß ich von euch hören!" rief ihnen dieser entgegen. „Ist es wahr, daß ihr Pläne gemacht habt, die Fahne zu verlassen?" Guido

seufzte, und sah auf seine Ketten. „Ich verstehe euch,“ versetzte der Statthalter, „ihr schmachtet ohne Verurtheilung in Ketten. Macht sie alle augenblicklich los! Nun redet und vertheidiget euch!“ „Ach! noch nie,“ nahm Guido das Wort, „haben wir je eine Aeußerung oder einen Plan gemacht, uns heimlich zu entfernen. Daß es mein und dieser Braven Wunsch ist, einst wieder in das Vaterland zurückzukehren, werden Sie uns kaum verargen! Wer liebt nicht sein Vaterland?“ Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Statthalter die gewaltsame Entführung Guidos vom festen Lande. Einige seiner Mitsoldaten und ein Paar Matrosen bestättigten die Wahrheit dieser Angabe.

„Wenn dem so ist,“ sagte der Statthalter hierauf, „so können wir euch nicht nöthigen, ferner uns Dienste zu leisten, wenn ihr nicht selbst wollet.“ „Gütigster Herr Statthalter,“ schluchzte Guido, „o wie wollte ich Ihnen für meine Freiheit danken!“ „Ihr seid frei, und könnt mit nächster Gelegenheit absegeln. Ich werde euch selbst Briefe nach Amsterdam mitgeben.“ Nun bat Guido auch noch um Befreiung der vier Deutschen, die er nicht ohne große Schwierigkeit als seine Begleiter erhalten konnte. Endlich willigte der Statthalter doch ein. — „Gott wacht über uns!“ rief Guido aus, fiel auf seine Kniee, und dankte Gott und dem Statthalter.

Voll Beschämung wich der Verräther, der nun

sehen mußte, daß seine verrätherische Anklage allen die Freiheit und die Rückkehr in's Vaterland brachte.

Es mochten noch kaum drei Wochen verflossen sein, als sich schon Gelegenheit darbot, nach dem festen Lande zu reisen. Ein Schiff der ostindischen Kompagnie brachte Kriegs-Munition, und kehrte, mit andern Frachten beladen, wieder zurück nach Europa.

Acht Tage nach der Ankunft des Schiffes, schiffte sich Guido mit den vier Deutschen ein. Unter den heißesten Segenswünschen ihrer Kameraden verließen sie die Kolonie von Surinam.

Neuntes Kapitel.

Das Kreuz auf der Insel.

Ihre Fahrt war meistens glücklich, und Guido freute sich, die Größe der Gottheit, die sich von so vielen Seiten in ihrer ganzen Erhabenheit zeigte, in ihren Werken bewundern zu können. Er lernte den Menschen genauer kennen, der um des zeitlichen Gewinnes willen, so viel Großes wagt, und sich dem Meere anvertraut, aber um der Seligkeit willen sich fast gar nicht anstrengt. Seine ganze Reise widmete er Betrachtungen dieser Art.

Doch diese wurde einst schrecklich unterbrochen; — den ganzen Tag herrschte auf der See die größte Windstille, die nichts Gutes vermuthen ließ.

Mit sinkendem Tage umwölkte sich der Himmel, nach und nach thürmten sich schwarze Wolken, und ein fernes Rollen des schreckenden Donners verkündigte ihnen Gewitter und Sturm. Alle auf dem Schiffe bereiteten sich zur Arbeit. — Plötzlich brach es los das schon längst gefürchtete Gewitter mit Brausen und Donner; Himmel und See schienen ein Feuer zu sein; die entfernten Gebirge widertönten so gewaltig vom Brüllen des Donners, daß jeder vor Schrecken fühllos den andern anstaunte. Keiner erinnerte sich, je einen solchen Sturm erlebt zu haben. Bald saß das Schiff auf dem Grunde der See, bald trug es eine Welle in die Höhe, und spielte mit ihm, als wie mit einem Ball, den es dann weiter fortschleuderte und seinem Schicksale überließ.

Man wünschte den Tag; das Gewitter ließ mit ihm nach, aber der Sturm stieg, — und die Wellen spielten mit Balken von zertrümmerten Schiffen, die dem Sturme schon erlegen waren. Der Steuermann wußte nicht mehr, welche Gegend er befuhr, und verkündigte das Ende. Von Augenblick zu Augenblick stieg der Sturm, und wie mit einer Feder spielten die Wellen mit dem Schiffe. Gegen Abend erblickte man eine unbekannte Insel, wo man aber, wegen der allzustarken Brandung nicht landen konnte. Plötzlich folgte Stoß auf Stoß, — das Schiff lief auf eine verborgene Klippe, scheiterte, und die schlagenden Wellen theilten das-

selbe. Jeder empfahl sich dem Himmel. Guido ergriff einen großen Balken; die vier Deutschen ihm nach, hielten sich mit Hülfe eines Sailes fest, und so wurden sie von den Wellen die ganze Nacht auf der See herumgeworfen. Mit anbrechendem Tage legte sich der Sturm, — aber von ihrem Schiffe sahen sie keine Spur mehr. Sie trieben auf ihrem Balken nach und nach an die Insel, wo das Schiff gescheitert war, und stiegen mit Mühe über das große Felsenufer hin.

Das sonderbarste Gemisch von Empfindungen entstund bei Guido, als er sich und seine Freunde gerettet sah; lange konnte er sich nicht überzeugen, ob dieß Traum oder Wirklichkeit sei, bis ihn der mahnende Hunger überzeugte. Sie zogen ihre Kleider aus, um sie an der wärmenden Sonne zu trocknen. Sie liefen überall am Ufer herum, fanden auch Spuren von Menschen, und Ueberbleibsel von ehemaligem Feuer, was Furcht und Hoffnung in ihnen erregte. Die Insel war angenehm, mit Bäumen befruchtet, und von kleinen Bächen durchschnitten. Tiefsinnig irrte Guido mit seinen Gefährten in diesem Lustwalde herum, als er auf einmal eine schroffe, steile Felsenwand sich emporheben sah. Lange betrachtete Guido diese Felsenwand. Endlich machte er seinen Gefährten den Vorschlag, daß, wenn sie länger auf dieser Insel bleiben müßten, er gesonnen sei, hier eine kleine Festung für ihre Wohnung anzulegen, um sich allenfalls gegen

die Einfälle der Wilden, deren es hier einige geben müsse, schützen zu können. „Für heute," sprach er, „müssen wir schon unter freiem Himmel unser Lager aufschlagen, und uns in den Schutz Gottes empfehlen."

Hierauf suchten sie sich Nahrung, die sie in Menge auf der Insel fanden, dann hieben sie Zweige mit ihren Säbeln von den Aesten der Bäume, sammelten Moos zu einem weichen Lager, und bildeten mit den blättrigen Zweigen einen Versteck, der sie dem Auge der Wilden verbergen sollte. Am andern Morgen standen sie früh mit der Sonne ersten Strahlen von ihrem Mooslager auf, und dankten Gott recht innig für ihre Rettung und den väterlichen Schutz während der vergangenen Nacht. Dann gingen sie an's Ufer des Meeres, ob nicht vielleicht noch ein Schiff nachkäme, das der Sturm hieher verschlagen haben könnte. Aber nichts konnten sie sehen. So weit ihr Auge reichte, sahen sie nichts als Himmel und Wasser, und hinter sich die Insel. — Hierauf gingen sie wieder an ihr Lager zurück, und fingen an, Steine zu sammeln, um damit eine Mauer aufzuführen. Nachmittags gingen sie auf der Insel herum, um sich mit der Gegend derselben bekannt zu machen. Aber wie erschracken sie, als sie einen ungeordneten Haufen wilder Männer erblickten, welche immer näher kamen. Als sie aber auf Schußweite zusammen kamen, blieben die Wilden stehen; Guido mit den Seinigen blieb eben-

falls stehen; hierauf nahmen die Wilden grüne Zweige von den Bäumen, und hoben sie in die Höhe, zum Zeichen des Friedens, und daß sie ihnen nichts Böses zufügen wollten. Eben so that auch Guido mit den Seinigen; der Anführer der Wilden legte dann seinen Bogen weg, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß auch sie ihre Säbel weglegen möchten. Dieses geschah von Seite der Schiffbrüchigen ebenfalls. Nun kamen sie zusammen; die Wilden fielen nieder, und küßten ihre Hände und Füsse, und machten allerlei seltsame Geberden und Sprünge; ihr Anführer legte sich vor Guido auf seine Kniee, und setzte sich dessen Fuß auf seinen Nacken, zum Zeichen, daß sie sich lieber den Nacken abtreten ließen, als daß den Fremden etwas Leides geschehen sollte.

Guido machte ihnen begreiflich, daß sie vom gestrigen Sturme verschlagen worden, und gesonnen seien, sich in der Nähe eine Wohnung zu bauen. Sogleich liefen auf Befehl ihres Anführers die Wilden, um Steine und Holz herbeizuholen; auch brachten sie allerlei Früchte, und ganze Stücke erlegten Wildes, das in Schnelligkeit zubereitet und gemeinschaftlich verzehrt wurde. Auch die Fremden mußten daran Theil nehmen, und Guido bekam allemal das größte Stück. Gegen Abend gingen die freundlichen Insulaner nach ihren Wohnungen zurück, und nun hatten die Schiffbrüchigen keine Angst mehr vor den Wilden, die ihnen so liebevoll entgegen kamen.

Des andern Tages erschien der nemliche Anführer mit noch sechs andern Wilden, und bedeutete Guido durch Zeichen, daß er ihm folgen möchte vor ihren König; seine Gefährten aber sollten zurückbleiben. Guido wußte nun nicht, was er thun sollte. Unschlüssig blieb er, lange nachsinnend, stehen. Dies bemerkte der Anführer der Wilden; sogleich nahm er ihn bei der Hand, und zeigte ihm recht deutlich, daß ihm nichts Leides geschehen sollte.

Guido empfahl sich der ewigen Vorsicht, und folgte den Wilden nicht ohne einige Bangigkeit. Nach ohngefähr zwei Stunden gelangten sie in der Residenzstadt, d. h. in einem Dorfe, das aus lauter niedrigen Lehmhäusern bestand, an. Die Residenz des Königs dieser Insel war etwas höher, größer und weit geräumiger als die gewöhnlichen Hütten des Dorfes. Als sie nun in den Palast hineintraten, saß die kastanienbraune Majestät schon auf dem Throne, und wollte den Fremdling selbst sprechen. Ein Wilder, der schon in Europa als Bedienter war, machte, weil er etwas Französisch verstand, den Dollmetsch.

„Wie kommst du, weißer Fremdling, auf meine Insel, da du auf keinem Schiffe gekommen bist, und auch keine Flügel hast, wie ich sehe?“ ließ ihn der König fragen.

Guido verneigte sich ehrfurchtsvoll mit kreuzweisen Händen auf der Brust, und sprach: „Der schrecklichste Sturm, der je auf dem Weltmeere

brauste, zerbrach unser Schiff. Die Wellen verschlangen dasselbe, mich aber und meine noch übrigen Gefährten trug die See an deine Insel, wo du Sohn des Brama, mächtig herrschest."

Hier schmunzelte die braune Majestät.

„Hast du, weiße Gestalt der Erde, gewußt, daß der Liebling des Brama auf dieser Insel über glückliche Menschen gebiethe?"

„Nein, du starker Zweig des wohlthätigen Brama, sonst wäre ich gleich zu dir gekommen, um dir meine Ankunft zu melden."

„Willst du nun auf meiner Insel bleiben und mir unterthan sein, oder selbst König unter deinen Gefährten bleiben?"

„Wir wollen dir alle unterthan sein," antwortete Guido.

„Wisse, du Weißer, daß ich ein milder Fürst bin! Frage sie alle, die mich umgeben." Hier fielen alle Anwesende auf ihr Angesicht, und bezeugten in einem abscheulichen Freudengeheul ihre Liebe zu ihrem König. „Willst du nun unter uns wohnen, oder dir entfernt von uns eine Wohnung bauen?"

„Wenn es dein Wille ist, so will ich dort wohnen, wo mich deine Getreuen gefunden haben," erwiederte Guido.

„Nun so sei es; wenn du Noth hast, so komme, und du sollst aus Bramas Schatze alles erhalten, was seine Söhne selbst haben; aber du mußt öfter

zu mir kommen, denn ich spreche gerne mit dir, du Fremdling des weißen Geistes."

Die Unterthanen erhielten Befehl, dem Fremdling eine Wohnung bauen zu helfen. Sämmtliche Insulaner kamen sogleich, und brachten alles Nöthige, selbst europäische Werkzeuge, zum Baue mit. Guido ordnete an, und so stand in kurzer Zeit eine ziemlich starke, mit einem tiefen Graben umgebene Feste zur Bewohnung für die fünf Weißen fertig.

Friedlich und in ungetrübter harmonischer Liebe lebten Guido und seine Gefährten unter den guten Wilden.

Die Insel selbst war reich genug, sie alle im Ueberflusse mit den nahrhaftesten Speisen zu nähren, besonders lieferten ihnen die Wälder Wild, das wie zahm auf der Insel ohne Furcht herumlief, wovon sie nur so viel erlegten, als sie zum Lebensunterhalte nothwendig hatten.

Die Insulaner kannten die Kraft des Pulvers wohl; aber ihr Fürst gestattete ihnen keine solchen Gewehre, sondern nur den Bogen und Köcher, weil er behauptete, daß der große Geist des Brama dieses Geschütz selbst seinen Vorfahren gegeben und zu gebrauchen gelehrt habe.

Die Schiffbrüchigen lernten von den Wilden allerlei Kunststücke im Fischfange und in der Jägerei; aber sie selbst durften nichts nachahmen, was europäisch war, nur der vortheilhafteren Werkzeuge bedienten sie sich; „denn," sagte der König, „wenn

sie allerlei von deinen närrischen Landsleuten lernen und nachahmen dürften, so wäre ihnen diese Insel zu enge und zu gering, weil sie ihre Bedürfnisse nicht mehr alle befriedigen könnte, sie würden sich nach reichern Inseln sehnen, und nicht mehr glücklich sein; wenn sie aber keine neuen Bedürfnisse, setzte der Fürst noch bei, kennen lernen, so sind sie mit dem zufrieden, was ihnen Brama beschert, sie sind dabei glücklich, denn ihnen fehlt nichts, und ich bin glücklich, weil ich über zufriedene Unterthanen herrsche, und alle ihre Wünsche gewähren kann."

Einmal besuchte der König, nemlich das Haupt der Wilden, die weißen Fremdlinge selbst, und erstaunte nicht wenig über das seltsame, schöne und bequeme Gebäude, das sie sich erbaut hatten.

„Treffliche Köpfe seid ihr, ihr Weißen," sagte der König, „alles wißt ihr zu eurem Vortheile zu gebrauchen." Dieses alles redete der König noch durch seinen Dolmetscher. „Komm heute zu mir, du weißer Meister, und nimm auch deine Leute mit dir, es will die Königin euch alle sehen, und euch etwas aus Bramas Schatze vorsetzen, wodurch ihr gesund und stark bleibet, um die Thiere erlegen zu können. Fleisch von allerlei Wild, auch zartes Fleisch von glänzenden Vögeln, und das reinste Wasser, wie es Brama selbst trinkt, wird sie euch vorsetzen."

Die Europäer dankten nach ihrer Art gar höflich, und versprachen zu kommen.

Weil eben die Sonne aus ihrem Schleier ganz hervorgetreten war, so fiel der König vor derselben sammt den Seinigen nieder und bethete: „Großer Geist des mächtigen Brama, der du dich in das schönste Feuer des glühenden Goldflusses uns unsichtbar eingehüllt hast, laß mich glücklich herrschen unter glücklichen Unterthanen, spende durch dein Feuer Wachsthum der Insel, und entreiße, der du mächtiger bist, dem schwarzen Geiste seine Wasser, gieße sie aus, damit sie die Insel befeuchten, und wir und die Thiere der Wälder den Durst löschen, den uns dein mächtiges Feuer verursacht!"

Nach diesem Morgengruße stieg der König und mit ihm alle vom Ufer in das Meer hinab, wusch sich Füße und Hände, und tauchte siebenmal unter das Wasser. Die Insulaner trugen ihn hierauf in das hohe Gras, und trockneten ihm Haupt und Füße; dann gingen sie alle, die Weißen und die Wilden, mit dem Könige in seinen Pallast.

Die Königin erschien in einer gar seltsamen Tracht, die vom feinsten Seidenstoffe gewebt war. Allerlei bunte Federn von den Vögeln der Insel zierten das Kleid und den Kopf; durch die Nase trug sie einen goldnen Ring, mit den feinsten Diamanten von ziemlicher Größe besetzt. Recht freundlich war die Königin gegen alle, aber besonders freundlich begegnete sie den Fremden, die sogar ihre Kleider küssen durften. (Das Kleid küssen bei den Weibern dieser Insel ist die größte Gunst und

Auszeichnung, die man einem Fremden dort erweiset.)

Nach aufgehobener Audienz ging die Königin an den Heerd und bereitete schmackhaftes Wild und noch mehrere wohlschmeckende Gerichte für ihre Gäste in eigener Person. Der Prinz und die Prinzessin trugen die Speisen in irdenen Gefäßen auf, obwohl ganze Kisten Goldkörner im Hause umherstanden, um die sich Niemand bekümmerte.

Nach dem Essen schenkte die Königin den Fremden saftreiche Früchte, und jedem ein kleines Körbchen voll funkelnder Edelsteine, die sie sich an die Kleider oder an die Nasen und Ohren hängen könnten. Gegen Abend verließen sie die königliche Familie wieder, und kehrten fröhlich und vergnügt in ihre Wohnung zurück.

In dieser nachbarlichen Verträglichkeit lebten die fünf Europäer unter den Wilden ein zufriedenes, ruhiges Leben. Nur eines that Guido noch weh, nemlich daß diese herzensguten Insulaner den wahren Gott noch nicht erkannten. Lange sann er, wie er dieses bewerkstelligen und ihnen einige Begriffe von dem lebendigen dreieinigen Gott beibringen könne. Er machte hie und da einige aufmerksam, daß der Geist des großen Brama ein anderer Gott sei, als sie sich vorstellten, daß er kein körperliches Wesen sei, das nur auf einen Ort, wie sie glaubten, sich beschränke, und daß dieser allmächtige Gott den Raum der Welt, so weit und

weiter noch, als sie sehen könnten, erfülle, daß dieser allmächtige Gott dem Brama erst das Licht gegeben, und diese Insel, und die ganze Welt samt dem Meere gemacht, daß seine Allmacht auch sie und alle Menschen, ja die Sonne, welche sie Brama heißen, den Mond und die Sterne erschaffen habe.

Bei dieser Erklärung, daß der Geist der weißen Fremdlinge den Brama erschaffen und gemacht habe, horchten die Wilden hoch auf, und kamen oft zu Guido, der nun nach und nach gelernt hatte, in ihrer eigenen Sprache zu reden, was ihm besonders durch die Hülfe des Dolmetschers gelang, und baten ihn recht sehnlich, ihnen von seinem großen Geiste zu erzählen, der so gütig gegen die Menschen ist, und der sie nach dem Tode in ein schöneres Land, in die ewige Seligkeit aufnehmen werde. Das war den guten Wilden etwas ganz neues, daß sie nach dem Tode in einem viel schönern Lande fortleben sollen, wo keine Krankheit mehr herrscht, wo kein Tod, und auch keine Betrübniß sein wird. Recht sehnsüchtig verlangten die Wilden, diesen so guten Vater kennen zu lernen, und Guido wunderte sich nicht wenig, daß diese Insulaner noch nicht zum wahren Glauben gebracht worden seien, da sie doch Umgang mit Europäern gehabt haben.

Eines Tages, als die Wilden wieder kamen, um von seinem Gotte etwas zu vernehmen, fragte Guido einen ziemlich alten Wilden: „Höre einmal!

kommen nie weiße Männer auf euere Insel?" „Ja freilich," erwiederte der Wilde. „Haben sie euch denn nie etwas von dem großen Gott gesagt, der Alles erschaffen hat?" „Davon haben sie uns gar nichts gesagt," antwortete der Gefragte, „sie haben nur nach den Goldkörnern und glänzenden Steinen gefragt, die wir nicht nöthig haben, und die wir dem Könige bringen. Ja, wenn sie uns so viel schönes von deinem Gotte gesagt hätten, so hätten wir ihnen gerne alle Goldkörner gegeben."

„Ach!" seufzte Guido, „so sind die Menschen. Sie trachten lieber nach dem Golde, als nach ihrem Seelenheile. Das Gold ist ihr Gott, und weder ihre Seele, noch die der Andern ist ihnen etwas. Diese guten Leute, wie begierig sind sie, etwas von Gott zu vernehmen! Wie freiwillig opfern sie alles auf! O möchte es mir gelingen, alle diese Menschen dadurch glücklich zu machen, daß sie den allein wahren Gott, seinen Sohn und den heiligen Geist erkennen!

Guido versammelte nun die Wilden öfter um sich und lehrte sie. Dabei gerieth er auf einen Einfall, der ihm zur Beförderung des wahren Glaubens, des Glaubens an Jesus, sehr dienlich war. Er baute nemlich mit Hülfe seiner Gefährten, ein großes Kreuz von Steinen auf. Links und rechts standen blättrige Palmbäume und wölbten sich, wie ein hoher Dom, über dem Kreuze zusammen. Die Insulaner trugen auch das ihrige bei, und

brachten schöne Muscheln und Steine, die Guido so zusammen zu fügen wußte, daß sie das Bild des Gekreuzigten recht lebendig vor Augen stellten. Dieser Platz mußte von nun an die Stelle einer Kirche vertreten.

Das Bild des Gekreuzigten glänzte so lieblich in dem blassen Scheine des Mondes, daß sich die Insulaner nicht genug schauen konnten, und sich gar nicht mehr davon trennen wollten. Guido lehrte sie, wer derjenige sei, der hier am Kreuze unschuldig verblutete, und den schmählichsten Kreuzes-Tod gestorben sei.

Bei diesen Erzählungen weinten die Insulaner bitterlich, und gelobten feierlich, an Ihn zu glauben, auf Ihn zu hoffen, und Ihn vom ganzen Herzen zu lieben. — Um ihre Herzen noch mehr für den wahren Glauben zu entzünden, sang Guido passende heilige Lieder, wobei die Wilden ganz Aug' und Ohr waren; denn so etwas hatten sie nie gehört, nie gesehen. Guido aber sang mit seinen Gefährten dießmal ein Lied, welches hieß:

Das Kreuz.

Da einst auf einem Berg' ich stand,
Trug ich auf meinen starren Armen
Der Welt ein theu'res Unterpfand,
Voll sel'ger Liebe und Erbarmen.

Der tief gedrückt von meiner Last
Fühlt neu gestärkt die wunden Glieder,

Wenn im Vertrau'n zu mir gefaßt
Er meiner denkt am Berge wieder.

Wenn Niemand deiner mehr gedenkt,
Dann ruf ich einsam an dem Grabe:
Hier habt den Fremdling ihr versenkt,
Der nun besitzet ew'ge Habe.

Auf solche Weise wurden die Herzen der Insulaner immer weicher gestimmt, und erkannten immer mehr die Uebermacht des großen Geistes der Weißen vor ihrem Brama, der sich ihnen nie so barmherzig gezeigt, der nie liebend zu ihnen herabgestiegen und ihnen die schönen Wege zu einer ewigen glückseligen Fortdauer der Seele gezeigt habe.

Guido erklärte ihnen nach solchen aufrichtigen Geständnissen, daß der dreieinige Gott, den man anbethen und in alle Ewigkeit lieben müsse, nur ein Gott sei, keinen andern Gott neben sich dulde, und daß nur er allein Preis, Dank, Ehre und Anbethung verdiene, weil von ihm alle Dinge kommen. Die Insulaner begriffen immer mehr von dem allerhöchsten Wesen und von der wahren Religion. Von dieser Zeit sah sich Guido als ihren Lehrer und Priester an, der die Pflicht auf sich habe, diese wilden und doch heilsbegierigen Menschen, in Ermanglung eines ordentlichen Priesters, im ewigen Heile zu unterrichten.

Selbst das Haupt der Wilden und besonders der Prinz hörten die schönen Lehren von dem gött-

lichen Erlöser recht gerne, weshalb er seinen Unterthanen keine Schwierigkeit entgegen stellte, so oft sie nur wollten, zum weißen Fremden zu kommen.

Ein besonderer Umstand brachte bald alle auf der Insel zur wahren Erkenntniß Gottes.

Die Wege Gottes, die Seinigen, mögen sie auch noch im finstern Heidenthume schmachten, auf den rechten Weg zu leiten, sind wunderbar.

Der Prinz wurde gefährlich krank. Alle Mittel, die man auf der Insel zu bereiten verstand, waren fruchtlos verschwendet. Die alten Weiber der Wilden, die auf dieser Insel ausschließend die Stelle der Aerzte zu vertreten hatten, wußten kein Mittel mehr. Der todtkranke Prinz rückte seiner Auflösung immer näher, und die ganze Einwohnerschaft der Insel klagte und weinte; denn er war der einzige Prinz, und der letzte Sprosse aus dem uralten Stamme.

Eines Tages kam Guido, seiner Gewohnheit gemäß, wieder zu dem Könige; aber von ferne hörte er schon klagen und jammern. Als er eintrat, fragte er sogleich: „Ihr Lieben! was giebt es?“ „Ach!“ jammerte die Königin, „unser einziger Sohn, der letzte Sprosse muß sterben, selbst die weisen Frauen können nicht mehr helfen.“ „Tröstet euch, ihr Lieben!“ sagte beruhigend Guido, „er stirbt ja nicht auf ewig; dort bei dem lieben Gott, der unser aller Vater ist, werden wir uns alle wieder sehen.“ „O Fremdling!“ erwiederte der König,

„du sagst schöne Worte des Trostes. Beinahe möchtest du mir allen Kummer benehmen.“

„Ja, großer Beherrscher glücklicher Unterthanen, so ist es,“ versetzte Guido, „ihr alle werdet euch wieder finden auf einer noch schönern, glücklichern Insel, als diese ist, sobald du an den glaubst, dessen Siegeszeichen ich auf dieser Insel aufgestellt habe. Im Namen dessen, der sogar Todte zum Leben erweckt hat, will ich es versuchen, deinem Sohne zur Gesundheit zu verhelfen.“

Hier kamen ihm seine Kenntnisse in der Medizin trefflich zu statten. Guido untersuchte nun die Krankheit, fühlte den Puls, und gab einige Hoffnung. Schon früher hatte er sehr heilsame Kräuter auf der Insel entdeckt; diese zu sammeln, ging er eilends hinaus, kam bald wieder zurück, und bereitete eine heilsame Arznei.

Als diese der Prinz das erstemal genommen hatte, sank er einem wohlthätigen Schlafe in die Arme, der ihn sichtbar stärkte. Guido aber blieb beständig bei dem Kranken, und reichte ihm die Arznei selbst.

Von Tag zu Tag besserte sich der Prinz, und war nach Verlauf von drei Wochen vollkommen gesund. Auf diese That hin wurde Guido von der königlichen Familie wie von den Unterthanen als ein Liebling seines Gottes angesehen, der ihm die Macht gegeben, die Beute dem Tode zu entreißen. Alle Insulaner wünschten nun, eben so viel

in den Augen Gottes zu sein, und Diener des Kreuzes zu werden, wie der weiße Fremdling. Der König und alle dankten ihm.

„Ich weiß," nahm der König jetzt das Wort, „deine Landsleute lieben die Goldkörner außerordentlich, und schätzen sich glücklich, wenn sie nach mühevollen Fahrten solche erlangen können. Hier stehen mehrere Kisten voll. Nimm sechs davon, ich bitte dich, als Geschenk von deinem Freunde, der dir alles zu verdanken hat, und willst du selbe nicht behalten, weil du sie bei mir nicht bedarfst, so gieb sie deinen Landsleuten. Alle drei Jahre, wenn der Mond sechs und dreißigmal sich im Meere untergetaucht hat, kommt ein Schiff, und bringt uns nützliche Geräthschaften für die unnützen Körner, deren wir nicht bedürfen."

Als Guido hörte, daß hier alle drei Jahre Europäer ankämen, freute er sich ungemein, und seine Sehnsucht nach den geliebten Theuern jenseits des Meeres erwachte von Neuem.

„Nimm Bruder!" wiederholte der König, „sonst kann ich dir nichts biethen, vielleicht kannst du sie einst brauchen." — „Nicht des Lohnes wegen," versetzte Guido, „nehme ich deine Goldkörner, sondern blos um deinen Willen zu ehren, und deine Geschenke unter meine Gefährten auszutheilen. Ich habe nichts nöthig; denn nicht ich, sondern der, den du nun kennst, der Gekreuzigte, welcher der Sohn des einzig wahren Gottes ist, hat deinem

Sohne die Gesundheit wieder gegeben; von ihm kommt alle Macht und alles Leben, er hat die Kraft in die Kräuter gelegt, daß sie deinem Sohne die Gesundheit wieder brachten. Dank und Preis sei Ihm zu ewigen Zeiten!" „Nochmal bitte ich dich, nimm, was dir das Bruderherz giebt! Deine Gefährten sollen ihren eigenen Theil bekommen. Nur mache jetzt, daß wir in den Bund deines Glaubens an den Gekreuzigten aufgenommen werden," bat der König.

Guido mußte nun Priesterdienste verrichten. Nachdem er die Insulaner in der Lehre des Heils genugsam unterrichtet hatte, taufte er sie nach dem Sinne der katholischen Kirche, bis sie einst von einem Priester die hl. Taufe empfangen würden.

Von dieser Zeit an übte sich Guido immer mehr in geistigen Betrachtungen, wodurch ihm die Liebe und die Erbarmung Gottes stets einleuchtender wurde. Seine ganze Beschäftigung war von nun an dem Gebethe und der religiösen Bildung der armen Insulaner gewidmet.

Eines Tages eröffnete Guido dem Beherrscher der Insel, wie er gesonnen sei, in sein Vaterland zu ziehen, wenn wieder Europäer kommen würden. — Da wurde der König mit den Seinigen gar traurig und betrübt, auch die guten Unterthanen versanken in Trauer und Betrübniß, weinten und wehklagten. Guido aber tröstete sie, und versprach ihnen, daß, wenn er in seiner Heimath angekommen sein würde, ein

wahrer Priester, der ihnen den wahren Leib und das wahre Blut des Gekreuzigten in verborgener Brodsgestalt reichen würde, zum Heile ihrer Seele, zur Erlangung der Unsterblichkeit, auf ihrer Insel ankommen werde. Dieß tröstete sie ungemein. Der König aber nahm den Prinzen und die ganze Familie zu sich, kniete anbethend im Staube vor dem Kreuze in dem gewölbten Palmen-Dome nieder, und brachte dem Unsichtbaren den innigsten Dank für die glückliche Rettung des vielgeliebten Sohnes dar.

Guido bethete mit ihnen in stummen Thränen, und dankte im Stillen der ewigen Macht für die glückliche Erkenntniß der armen Insulaner von dem wahren Gotte.

Zweimal hatten Sommer und Winter gewechselt, seit Guido auf dieser Insel unter den Wilden lebte. Noch ein Jahr sollte vergehen, ehe er hoffen konnte, den vaterländischen Boden wieder zu betreten. O wie glücklich sollte er dann sein!

Kaum war von diesem Jahre ein halbes abgeflossen, als sich neue Trauer auf der Insel verbreitete. Der gute alte König verfiel ebenfalls in eine schwere Krankheit.

War vorhin die Trauer um den Prinzen schon groß, so stieg sie bei dem Könige noch höher, weil Osmin, der junge Prinz, der väterlichen Leitung noch bedurfte. Guido versuchte lange seine Kunst, aber es wollte ihm die Heilung nicht gelingen: denn die Jugendfrische und die Blüthe der-

selben war schon verschwunden, und mithin die Genesung sehr schwierig. Doch verzweifelte er nicht, tröstete alle, und vertraute allein auf die Hülfe von Oben, indem er durch die Genesung des Königs die Insulaner noch fester im Glauben zu begründen hoffte.

Nach vielen Schwierigkeiten gelang die Genesung endlich doch so weit, daß der König voläufig wieder im Freien sein konnte, bis er vollends genas.

Die Freude über die glückliche Rettung des Königs war unbeschreiblich, und er selbst wußte nicht, wie er den Weißen belohnen sollte. In seiner Dankbarkeit trug er ihm mit Osmin die Mitherrschaft auf der Insel an, und wollte ihm, obgleich er ein Weißer wäre, seine Tochter geben. Allein Guido schlug alles standhaft aus; denn höheres war in seinem Geiste rege geworden.

Allgemach lief auch das dritte Jahr ab, ja schon waren zwei Monate darüber, und noch immer wollte sich kein europäisches Schiff zeigen.

Auf einmal, als Guido eben mit den Seinigen im Garten mit Gebeth und heiligem Gesang beschäftiget war, kam ein Bothe des Königs mit lang ausholendem Athem und brachte die freudige Bothschaft, daß ein Schiff auf der hohen See sichtbar wäre, und gerade auf ihre Insel lossteure. Guido, noch mehr aber die vier Deutschen, waren voll freudiger Wonne. Sie waren jetzt gebesserte Menschen, kannten Gott als den Vergelter des Guten

und Bösen, und waren an Gebeth und Arbeit gewohnt.

Das Schiff rückte immer näher, und als Guido beim Könige ankam, lag dasselbe auch schon vor Anker an der nördlichen Seite der Insel.

Die Schiffsmannschaft stieg ans Land, um sich Proviant, frisches Wasser und Goldkörner zu holen. Ihr erster Gang war zum Fürsten, um ihre Ankunft, die nichts feindliches bedeute, zu melden, und seine Goldkörner mitzunehmen.

Der König versprach ihnen solche gegen Waarentausch mit dem Beisatze, daß sie die fünf Europäer, die auf der Insel wären, mit an Bord nehmen müßten. Guido entdeckte ihnen seinen Stand, und sogleich waren sie bereit, ihn und seine Gefährten aufzunehmen.

„Du weißer Bruder!" sprach der König zu Guido, „der du mir zweimal das Leben gegeben hast, nimm hier in deine Heimath diesen Schatz, den ich nicht besser verwerthen kann, mit; denn ich habe sonst nichts, womit ich dich belohnen könnte." Und somit überreichte er ihm drei große Stangen blanken Goldes; den vier Gefährten ließ er jedem eine Tonne Goldstaub reichen, der sie für ihr ganzes Leben sicherte.

Nachdem ihre Habseligkeiten zu Schiffe gebracht waren, schickte man sich zur Abreise an. Aber da war ein Jammern und Wehklagen um den geliebten Fremdling, der ihnen so werth geworden war. Un-

tröstlich hing Vater und Sohn an seinem Halse, Weiber und Kinder weinten bitterlich, und die Männer bedeckten unaufhörlich seine Füße und Hände mit Küssen und Thränen. Selbst die rohe Schiffsmannschaft vergoß bei diesem so herzlichen Abschiede Thränen der Rührung.

Die armen, guten Insulaner waren jetzt wieder ohne Führer, ohne Leiter! Nochmals versprach ihnen Guido, alles anzuwenden, daß sie einen Priester erhielten, und ermahnte sie, einstweilen in dem zu verharren, was er sie bisher gelehrt habe.

Als das Schiff in die hohe See stieß, winkte ihnen Guido noch ein Lebewohl zu, und bald war dasselbe ihren Augen entschwunden; an der Küste aber verhallten noch immer Jammertöne durch die weiten Lufträume.

Oede und wüste schien ihnen die Insel; der weiße Fremdling hatte alle ihre Freude mitgenommen, doch der Anblick des Kreuzes unter den Palmen tröstete sie wieder. So ward das Christenthum auf dieser Insel durch einen fremden Laien verbreitet, und das Kreuz prangte siegreich unter diesem ehemals heidnischen Völklein.

Die Schätze, die Guido mit auf das Schiff brachte, verschafften ihm bei dem Schiffsvolke ein gewaltiges Ansehen.

Dieß ist der Fall bei den meisten Menschen, die gewohnt sind, den Werth des Menschen nur nach seinem Reichthume zu schätzen. Nur irdische

Güter geben bei ihnen den Vorzug, während der tugendhafte, der talentvollste Mensch, der aber in Armuth leben muß, ihnen nichts gilt. So ist es der Weltbrauch. Nur vor dem Golde bückt man sich; ist aber der Mammon verschwunden, so ist auch die Achtung für den Besitzer verloren, und der zweimal Betrogene dem Spotte, der Verachtung preisgegeben.

Liebe Jugend! verlasse dich nie, wer du auch immer sein magst, auf deine Güter; sie zerfließen, wie der Nebel an der Sonne. Eben so wenig stütze dich auf das Ansehen deiner Eltern; denn hast du diese nicht mehr, so ist auch dein Ansehen verschwunden, und wenige Freunde wirst du noch zählen. Durch eigene Thaten, durch die Thatkraft des Wissens, und durch die Liebe zu Gott mußt du dir deinen Werth geben. Wo letztere fehlt, hilft auch das Wissen nichts, denn es ist kein Wissen, weil es keinen Grund hat; der Grund alles Wissens ist Gott, die Liebe.

Die Ueberfahrt nach dem festen Lande war für alle glücklich; kein Wölkchen stieg am unermeßlichen Ocean herauf, kein Sturm trübte ihre Reise.

Wie aber nichts vollkommenes unter der Sonne ist, und selbst das heiterste Geschick mit Wehmuth vermischt sein muß, so war es auch auf dem Schiffe.

Der Kapitän des Schiffes erkrankte plötzlich, und der Schiffsarzt erklärte seine Krankheit für sehr gefährlich, ja gab endlich alle Hoffnung zur Gene-

sung auf. Niemand auf dem Schiffe wußte, daß Guido auch Arzt sei, und nie hätte sich dieser als solchen aufgeworfen, hätte nicht der rechtmäßige Arzt den Kapitän für verloren gehalten. Nun war es aber seine Pflicht als Mensch, seine Kunst auszuüben, dem Kranken zu Hülfe zu kommen und ihn zu retten, falls es mit Gottes Willen in seinen Kräften stünde.

Eines Morgens erklärte der Schiffsarzt dem Kapitän geradezu, daß er kein Mittel mehr wisse und alle Hoffnung aufgeben müsse. Da sank der Kranke voll Trauer in seine Hängematte zurück, und fiel in ein heftiges Fieber, so daß er häufig irre sprach. Es war die Macht des Gewissens. Am öftesten hörte man die schmerzlichsten, kummervollsten Klagen über einen unglücklichen Fremdling, den er mit Gewalt in die neue Welt abgeführt habe, und der durch seine Schuld bei einem Sturme in den Wellen den Tod fand.

„Weiche zurück, bebendes Gebein! weiche zurück du Schatten aus dem Wasser! Ich bin nicht schuld an deinem Tode in den Wellen! Ach die Juden!" So rief in krampfhaften Zuckungen der Kapitän verzweiflungsvoll aus.

Guido besah ihn näher, und o Himmel! es war der nemliche Offizier, der ihn binden ließ und in die neue Welt schickte. Welch' sonderbares Zusammentreffen! „So hat es Gott gefügt," sprach er zu sich, „deinen Feind gab er dir, um ihm noch

sterbend verzeihen zu können! Wie glücklich! Freund! ich verzeihe dir." „Was war das?" rief plötzlich der Kapitän, indem er die Augen weit aufmachte. „Ach, es war nur ein Traum!"

Als der Kapitän wach geworden war, besprach sich Guido mit dem Schiffsarzte, daß er ihm erlaube, unter seiner Aufsicht dem Kranken eine Arznei zu bereiten. Der Arzt maß ihn mit großen Augen, und sprach: „Wie! Unmögliches wollt ihr vollbringen, und den gewissen Tod aus seinem Leibe bannen?" „Nicht vollbringen," erwiederte Guido, „sondern mit Gottes Hülfe nur versuchen will ich, ob er nicht wieder beim Leben erhalten werden könne." Guido bereitete unter den Augen des Arztes eine Arznei, und reichte sie dem Kranken. Dieß wiederholte er viermal. Allmählich fing nun das Gesicht des Kranken sich wieder aufzuklären an, er empfand Schmerz, und endlich auch Hunger. Zusehends gedieh die Genesung, und erfolgte, als sie an dem Kap der guten Hoffnung landen konnten, endlich vollkommen. Nur ein Wurm schien in seinem Innern noch zu nagen. Voll Freude über die glückliche Genesung sank der Kapitän seinem Erretter an die Brust, und dankte ihm mit einer solchen Inbrunst eines dankbaren Herzens, daß er laut auf weinte. Guido weinte mit ihm. Auch dem Schiffsarzte wollte der Kapitän danken; doch dieser konnte keinen Dank annehmen. „Nicht mir, Herr Kapitän!" rief er, „sondern Gott und diesem edlen

Manne, der, nachdem ich Sie schon aufgegeben hatte, Ihre Errettung bewirkte, sind Sie Dank schuldig. Es ist dieses ein großes Wunder; nie sah ich aber auch eine seltsamere Vermischung der Arzneikräuter, als bei Ihrem Lebensretter. Ihm allein gebührt menschlicher Weise die Ehre Ihrer Rettung."

Sprachlos stand der Kapitän, blickte zum Himmel auf, und dankte dem Erhalter seines Lebens mit gerührtem Herzen.

Guido war nun immer in des Kapitäns Nähe, sie wurden die zärtlichsten Freunde. „Noch sind Sie nicht ganz geheilt, Herr Kapitän!" sagte Guido einst in einer sehr vertrauten Stunde, „noch nagt ein Wurm an Ihrem Herzen! Solange dieser nicht getödtet ist, werden Sie nie vollkommen gesund werden."

„O mein Freund!" schluchzte der Kapitän, „eine große Schuld lastet auf meinem Gewissen, und wenn ich Sie betrachte, so empfinde ich neuerdings Qual." „Nun welche Schuld," sagte im sanften Tone Guido, „möchte wohl so groß sein, daß sie sich nicht durch eine aufrichtige Reue austilgen ließe?" „O die meinige gewiß nicht! Doch hören Sie nur, vielleicht wird mir durch Bekenntniß leichter." „Stille, stille!" rief Guido, „ich weiß Ihr Vergehen schon." „Wie ist das möglich, lieber Guido, da ich es noch keinem Menschen anvertraut habe?"

„Sie selbst haben diese Geschichte erzählt."

„Wie so, mein Freund?“ „In der Fieberhitze haben Sie mir Ihr ganzes Herz verrathen.“ „Ach, Freund! wie ist da zu helfen?“ „Da ist leicht zu helfen,“ meinte Guido, „es bedarf nur der Verzeihung des Beleidigten.“ „Ja verzeihen,“ sagte der Kapitän, „die Wellen haben ihn lange verschlungen.“ „Wenn er aber den Wellen entkommen wäre, und Sie würden ihn einst treffen, was würden Sie thun?“ „Ach! zu seinen Füßen wollte ich hinsinken, und Thränen der bittersten Reue vergießen!“ — „Nicht zu seinen Füßen, in seine Arme! Er hat Ihnen schon lange verziehen. Sehen Sie mich an!“

Lange lag der Kapitän in den Armen des schwer Beleidigten. Scham und Freude wechselten auf seinem Angesichte. Lange getraute er sich nicht ihn anzusehen; sein Herz wollte brechen, als den Lippen Guidos so sanft Verzeihung entgleitete. Für Guidos gefühlvolles, christliches Mitleid bergendes Herz war dies ein Augenblick des seligsten Entzückens; nun begriff er klar, wie süß für den Beleidigten die Verzeihung der Unbilden sei.

Ganz Dank war von nun an der Kapitän gegen Guido; er verehrte seinen Lebensretter wie einen Heiligen. Hehre, unzertrennliche Freundschaft webte sich um beider Herzen. Nichts war inniger, als ihre Freundschaft. Zärtlicher können Brüder, Gatte und Gattin sich nicht lieben. Nur ein Sinn belebte beide.

Unter den innigsten Freundschafts-Bezeigungen der beiden Freunde landete das Schiff des Kapitäns glücklich in Amsterdam.

Kaum war die Nachricht verbreitet, daß das Schiff des Kapitäns zurückgekommen sei, so eilte auch schon dessen Vater ihm entgegen, um ihn zu empfangen; denn derselbe war schon lange abwesend.

Der Kapitän stellte Guido seinem Vater als seinen Lebensretter vor. Laut weinend dankte ihm der gerührte Vater. Beide nöthigten Guido mit ihnen in ihr Haus zu kommen, der sich lange weigerte, endlich aber doch einwilligte.

Drei seiner Leidensgefährten trennten sich nun von Guido. Unter Thränen und Schluchzen dankten sie ihm herzlich für ihre Besserung; denn ohne ihn hätten sie weder hier, noch jenseits ein Glück gemacht. Hierauf wanderten sie ihrer Heimath zu, wo sie sich mit ihrem Reichthume als redliche Handelsleute niederließen.

Der Sänger aber blieb bei Guido, und wollte lebenslang sein Diener bleiben.

War schon der Empfang des Vaters im Hafen rührend, so war er dies zu Hause noch mehr, als des Kapitäns liebende Mutter diesen als ihren theueren Sohn in ihre Arme schloß. Der Retter ihres Sohnes war ihr alles; sie überhäufte ihn mit Lobeserhebungen, so daß Guido schamroth wurde. „Nicht mir," sprach Guido, „müssen Sie danken, sondern dem Herrn über Leben und Tod, dem es gefallen

hat, Ihren Sohn durch meine geringe Kunst zu retten.“

Das ganze Haus war in Freude versetzt über die glückliche Ankunft des Kapitäns; die Diener liefen hin und her, und vergaßen in der Freude ihres Herzens, was sie zu besorgen hatten. Auf allen Gesichtern mahlte sich ein gefälliges Wohlbehagen, und aus ihren Augen strahlte die reinste Wonne.

Zu dieser Freudenscene gesellte sich noch ein weibliches Wesen, das leise in die geweihten Hallen des Wiedersehens eintrat. Freundlich reichte sie dem Ankömmlinge die Rechte zum Gruße dar, die sie schnell wieder wegriß mit dem heftigsten Freudenrufe: „Ach Jesus, mein Bruder!“

Ein Blick zeigte ihr das Angesicht des Bruders, der in dem Freundes-Zirkel neben dem Kapitän stand. Es war Kore, die Schwester Guidos.

Durch die erschütternde Freude ob des überraschenden Wiedersehens betäubt, sank sie ohnmächtig in die Arme des liebenden Bruders. — Auf ihren Freudenruf kam auch noch eine ältere Dame herbei. Ach Gott! wie ward dieser, als sie die ohnmächtige Kore in den Armen des vielbeweinten Sohnes sah, in dessen Arme sie sich schluchzend warf!

Voll des höchsten Erstaunens über ihr wundersames Zusammentreffen stand die so lange getrennte Familie in sprachloser Entzückung da.

„An all' den langen Leiden dieser unglücklichen

Familie habe ich die Schuld," seufzte der Kapitän aus beklommener Brust.

„Stille, stille!" flüsterte ihm Guido, den Finger auf den Mund legend, zu, „weißt du denn nicht, mein Freund? was Gott trennt, führt er auch wieder zusammen. Auf Trauer folgt allzeit Freude; Gott hat uns diese Freude bereitet, und darum hat er uns auch so lange getrennt."

Nun wurde es in dem tiefbewegten Familienkreise ruhiger; Guido begann zuerst das Gespräch wieder, und rief voll Verwunderung: „Aber um des Himmels willen, wie seid ihr hieher gekommen, und noch dazu in das Haus meines neuen Freundes, den ich mir mitten auf dem Weltmeere gewann?"

„Dieser Edelmann hier," erzählte die Mutter, indem sie auf des Kapitäns Vater zeigte, „kam vor ohngefähr einem Jahre als Gesandter nach Paris. Als ich seine Ankunft erfuhr, machte ich, weil er ein Verwandter von meiner Seite ist, ihm die Aufwartung, wobei ich mich ihm ganz entdeckte und ihm auch erzählte, daß du fortgegangen seiest, um den Vater zu suchen. Freundlich lud er uns zu sich ein, und gerne folgten wir ihm hieher; in Paris aber ließ ich dir Kunde von unserm Aufenthalte zurück, und nun finde ich dich heute durch Gottes Fügung, nachdem du kaum das feste Land betreten hast, hier in diesem gastlichen Hause."

Hierauf erzählte auch Guido seine zu Wasser und zu Land ausgestandenen Gefahren, Leiden und

wundersamen Schicksale. Alle horchten neugierig auf, besonders, als er von dem großen Schatze, den er mitbrachte, redete. Doch plötzlich schloß Guido; „nun muß ich," sagte er, „zu dem Minister, der die ostindischen Angelegenheiten besorgt, um ihm die Papiere zu übergeben, die mir der Statthalter von Surinam mitgegeben hat."

„Da dürfen Sie nicht aus dem Hause gehen," sprach der Minister, „hier steht er vor Ihnen." Erstaunt über das wundersame Zusammentreffen der Umstände, übergab Guido die Papiere dem Minister, der sie sogleich erbrach, und mit forschendem Auge las. Nach Durchlesung sah er starr auf ihn hin.

„Nun wird es klar in meiner Seele," sprach der Minister mit zum Himmel gewendetem Blicke. „Dieser junge Mann," sprach er staunend, „der Sohn meiner Verwandten, der Retter meines Sohnes, der ihn mit List und Gewalt in die neue Welt schickte! Beide nun die besten Freunde! O ewige Vorsicht! Wer muß nicht vor dir niedersinken, und deine verborgenen Wege anbethen! Nun ist es mir klar. Jener Mann, der schon dreimal mich ersuchte, einem Fremden, der gezwungen wurde, in der neuen Welt als Soldat zu dienen, bei dem Statthalter die Freiheit zu erwirken, jener Mann, der so flehentlich bath, ja er ist es, er ist der Vater Guidos! O möchte er gerade jetzt erscheinen! Mit welcher Freude würde ich den Sohn in seine Arme führen, und mit ihm Gattin und Tochter." So rief der

Minister laut aus vor allen, und alle empfanden stille Theilnahme.

Als Guido gehört hatte, daß der Vater Gattin und Kinder suche, faßte er sogleich den Entschluß, den Vater neuerdings zu suchen, und nicht eher zurückzukehren, als bis er ihn gefunden habe. Diesen Entschluß brachte er denn auch zur Ausführung. Beinahe ein Viertel-Jahr verstrich, als Guido wieder allein zurück kam; trostlos weinten Mutter und Schwester dem theuern Sohn und Bruder entgegen. Doch Guido tröstete sie, flößte ihnen Muth ein, und machte ihnen neue Hoffnungen. „Verzaget nicht," rief er ihnen zu, „wir wissen ja, daß der Vater noch lebt! Gott wird uns sicher wieder zusammenführen."

Zehntes Kapitel.

Die Enthüllung.

Eines Abends, bei nächtlicher Weile, kam der Alte von der Höhe beim Zwielichte des Mondes, in ein Bauerngewand gehüllt, den anwesenden Gästen unkennbar, in die am Walde gelegene Schenke. Das alte lärmende Getöse der Handelnden herrschte noch wie sonst. Niemand achtete des Neueingetretenen.

Am Tische mit der marmornen Platte saßen wie gewöhnlich die beiden Juden Schmul und Itzig

in ein Gespräch vertieft, unbesorgt, was um sie her vorgehe.

In eine Ecke des Kamins, nicht weit von den Sprechenden, setzte sich der Alte, drückte den breiten Hut tief in das Gesicht, und schien um nichts in der Welt sich zu bekümmern; doch verließ sein Auge die Sprechenden nicht, und sein Ohr verschlang jede Bewegung ihres Mundes, als hinge von ihrem Gespräche das Heil seines Lebens ab. Ungefähr folgendes Gespräch vernahm der Alte:

Itzig. Nun Schmul! du hast Geld, du hast heute gute Geschäfte gemacht?

Schmul. Es ist nicht viel, man kann nichts mehr machen.

Itzig. Gotteswunder! ist doch deine Geldkatze aufgeblasen wie'n Weinschlauch.

Schmul. Bei meiner Ehre! es ist nicht lauter Geld, sind dabei viel alte Borten, was wahr ist.

Itzig. Du mußt theilen mit mir, was du Profit gemacht hast!

Schmul. Weiß Gott! ich kann dir geben nichts, es hängt mein saurer Schweiß daran.

Itzig. Mußt theilen Schmul, daß ich dir's zum letztenmal sage!

Schmul. Itzig sei gescheid! laß doch dem armen Kamerad auch was. He, hast du theilt mit mir, als du dem fremden Jüngling alle Wechsel weggekippert hast? Hat hübsche Wechsel gehabt,

hast mir sehen lassen eine leere Nuß! Auf Ehr! ich kann dir heut auch nichts geben.

Itzig. Weißt, giebst du jetzt nichts, mußt du doch noch wohl.

Hiemit nahm Itzig Hut und Stock, und entfernte sich, Schmul verweilte noch eine Zeitlang, dann aber ergriff er seinen Wanderstab, um seinen Schatz, den er bei sich trug, in Sicherheit zu bringen. — Auch der Alte entfernte sich unbemerkt. Er ahnte im Voraus Unglück, ihm kam Itzig immer verdächtiger vor, besonders, wenn er an den fremden Jüngling dachte, dessen Schmul im Zwiegespräche erwähnte, und der wahrscheinlich jener junge Mann war, den er aus den Händen der Räuber gerettet hatte.

Immer tiefer sank die Nacht auf die Erde herab, und immer dunkler ward es in der noch kleinen Strecke des Waldes, die Schmul durchwandern mußte, um in seine Heimath zu gelangen.

Schon näherte sich Schmul dem Ausgange des Waldes, als er sich auf einmal mit Gewalt in den Straßgraben geworfen fühlte.

Schmul erhob einen gewaltigen Lärm, die Luft ertönte von seinem Geschrei. Er sah sich in der Gewalt seines Kameraden Itzig, der über ihn herfiel und die Geldgürtel ihm vom Leibe löste, um das Geld, wollte oder wollte Schmul nicht, mit ihm zu theilen.

In demselben Augenblicke aber, als Itzig die

Geldkatze öffnen wollte, stand auch schon der gefürchtete Alte mit seinen zwei Hunden und knotigtem Stocke vor ihnen. Schnell befreite er Schmul von seinen Banden; den Itzig aber umstanden die beiden Hunde, und wiesen ihm stets die Zähne, so bald er sich bewegen wollte. „Nichtswürdiger!“ donnerte ihn der Alte an, „wie kannst du es wagen, deinen Mitbruder, der noch dazu durch die Bande der Religion mit dir verbunden ist, zu berauben? Ist das dein Gewerbe?“

Itzig bat, was er nur konnte, ihn nur nicht der Obrigkeit zu übergeben. „Der gerechten Strafe wirst du nicht entgehen,“ entgegnete ihm der Alte, „zuerst aber gib zurück, was du diesem da genommen hast!“

„Ach, gestrenger Herr!“ entschuldigte sich Itzig, „noch hab ich nichts erwischt, ich habe erst angefangen.“ Nun zählte Schmul sein Geld, und es fehlte nichts an den zweihundert Gulden, die er im Gürtel trug.

„Jetzt aber rathe ich dir, aufrichtig auf alle Fragen zu antworten, die ich dir vorlege,“ begann der Alte. „Wo hast du die gestohlenen Wechsel, die du dem Fremden ohnlängst abgenommen hast?“ „Au weh! so weiß der gestrenge Herr schon alles?“ „Gieb sie heraus, ich will sie sehen!“ Itzig öffnete sein Wams, und langte die Wechsel heraus, die

alle ächt waren. „Von wem hast du sie? wie bist du dazu gekommen?“ fragte der Alte.

Itzig erzählte nun, daß diese Wechsel von jenem jungen Manne seien, den der Alte aus den Händen der Räuber gerettet habe. Wie sie ihn zum Hause des Wundarztes getragen haben, so habe ihm Itzig die Papiere abgenommen, weil sie ihm nichts nützten, wenn er vielleicht an der Wunde sterben müßte. Einige habe er behalten, die andern aber habe er dem Schmul gegeben, damit er nichts sage.

„Schmul! Schmul!“ drohte ihm der Alte, „hast auch du Antheil an dem Raube genommen?“

Schmul bat um Erbarmung; denn er habe nicht gewollt, daß ihn Itzig beraube; Itzig habe ihn aber angeführt, und habe ihm statt Papiergeld nur unnützes Geschreibsel gegeben, das er nicht einmal lesen könne.

„Hurtig,“ sagte der Alte, „liefere die Papiere aus, und behalte auch nicht das kleinste Blatt!“

Schmul gab die Papiere dem Alten. Sie waren in lateinischer Sprache geschrieben, darum konnte Schmul sie nicht lesen, und Itzig gab sie ihm, weil er erkannte, daß es kein Papiergeld sei. Diese Papiere aber waren nichts anderes, als der Reisepaß und der Taufschein des Fremden.

Der Alte las schnell die Papiere durch, und wurde todtenbleich, alle seine Glieder schienen gelähmt, die Papiere entsanken den kraftlosen Händen,

zum Himmel wandte er sich mit seinen großen geistvollen Augen, auf den Knotenstock gelehnt. So stand der Alte da, ein Bild des Erbarmens, als er die Papiere gelesen hatte. Der Jude Itzig hätte in diesem Augenblicke leicht entfliehen können, aber vor dem Bilde des Alten vergaß er aus Furcht und Schrecken der Flucht; wie angewurzelt mußte er stehen bleiben.

„Ewiger, barmherziger Gott!" rief der Alte mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzens aus, „mein Sohn! Mein Sohn auf der Reise, um mich zu suchen, mein Sohn unter den Räubern, mir so nahe! Und ich mußte ihm das Leben unerkannt retten, damit er wieder den Vater suchen könnte, der ihm schon so nahe war! O warum habe ich ihn nicht selbst in mein Haus aufgenommen, da ich dieß bei den meisten Unglücklichen that! Mein Sohn mir so nahe, und das Vaterauge hat ihn nicht erkannt!" So jammerte der Alte, daß selbst die Juden über seine Schmerzenstöne weinen mußten. Nun reute sie ihre That vom Herzen.

„Gebt mir meinen Sohn wieder, und ich lohne euch fürstlich! Sprechet, wo ist der Fremde, mein Sohn!" Dieser herzzerreißenden Stimme des liebenden Vaters konnten sie nicht widerstehen; sie gestanden, daß er unter die holländischen Werber gekommen, mit Gewalt auf das Schiff, und mit diesem nach der neuen Welt gebracht worden sei.

Daß aber sie die Anstifter waren, verschwiegen sie sorgfältig.

Diese Nachricht brach des Alten Herz vollends. Auf dem festen Lande hatte er doch noch Hoffnung, ihn einst zu finden, aber wer bürgte ihm jenseits des Meeres dafür? — „Wenn der Allmächtige hier nicht hilft, so ist mein Suchen vergebens," sagte er schluchzend für sich hin.

In dieser seiner traurigen Lage wendete er sich zu Gott, daß ihm Trost und Linderung werden möchte. Im Angesichte der Juden kniete er nieder, und bethete zu Gott lange Zeit. — Und ein Strahl der Hoffnung sank in seine hart bedrängte Brust; mit himmlischem Troste erquickt, stand er auf.

Von den Juden erfuhr er den Namen des Offiziers, der die Werbung in jener Gegend betrieb.

Sogleich reisete er nach Amsterdam, um sich zu erkundigen, ob vielleicht nicht der Offizier noch am festen Lande sich befinde. Auch dieser war fort. Nun erfuhr er, daß jener Offizier der Sohn des Ministers sei, der die ostindischen Angelegenheiten besorge. — Jetzt wendete sich der Alte an den Minister, der ihm versprach, sich an den Statthalter von Surinam, wo die Europäer hingebracht worden wären, zu wenden, um seinem Sohne die Freiheit zu erwirken. Alle Nachrichten, welche kamen, klangen betrübend. Dreimal machte er den Weg nach Amsterdam, aber allemal vergebens. —

So brachte der Alte auf Reisen und in der

Klause an der Höhe seine Tage hin. Oft gab er die Hoffnung auf, die Seinigen je wieder zu finden; aber allemal spornte ihn die väterliche Liebe wieder an, neue Reisen zu machen, um die Theueren zu suchen.

Gerade zu der Zeit, als er seinem Sohne Guido das Leben unerkannt gerettet hatte, trat er eine Reise nach Paris an, um dort seine Gemahlin zu finden; lange hatte er nichts mehr gehört von seinen Theuern. Schreiben konnte und durfte er nicht, um seinen Aufenthalt nicht zu entdecken; denn immer noch hatte er seine Feinde zu fürchten, und so konnten weder er, noch seine Gemahlin sich einander Nachricht geben, sondern mußten gleichwohl glücklichere Zeiten abwarten.

Unter unsäglichen Mühen kam er verkleidet in Paris vor dem Hause seines Freundes an, wo er seine Familie zu treffen hoffte. Aber wie mußte er staunen, als er hier alles verändert fand. Er konnte hier nichts erfahren als die Trauerkunde, daß sein Freund gestorben sei, und daß ein anderer Seneval seinen Platz eingenommen habe. Von einer Dame mit zwei Kindern, die hier gewohnt haben soll, wußte Niemand etwas.

Traurig kehrte er wieder nach seiner geliebten Klause zurück, wiederholte zwar später seine Reisen, aber immer vergebens. Doch sein Muth sank noch nicht!

Als er seine zweite Reise nach Amsterdam an-

getreten hatte, hörte er, daß sein Sohn die Freiheit erlangt habe, aber nicht mit dem Schiffe zurückgekommen sei. Bei seiner dritten Ankunft daselbst erhielt er die nemliche Antwort. Der Minister hat wohl Wort gehalten, und sich für die Freiheit seines Sohnes verwendet; allein, als die Verwendung des Ministers bei dem Statthalter anlangte, war Guido schon abgereiset, das Schiff aber, worauf er war, hatte Schiffbruch gelitten, und der größte Theil von denen, die auf demselben sich befanden, war zu Grunde gegangen. So wußte man von Guido nichts. Diesen letztern Umstand verhehlte man aber dem Vater, theils, um seinem Vaterherzen nicht neue Wunden zu versetzen, theils auch deßwegen, weil sein Sohn wirklich unter der Zahl derjenigen sein könnte, die sich aus den Fluthen des Meeres gerettet haben möchten. Als er aber bei dieser seiner dritten Meldung ebenfalls keine bessere Nachricht bekam, glaubte er, der Minister habe sich gar nicht an den Statthalter gewendet.

Zwei Jahre nachher fand sich der Alte wieder in Amsterdam ein; aber dießmal ging er nicht zum Minister, weil er die nemliche Antwort befürchtete. Er ging an den Schiffshafen, um sich da unter den Matrosen zu erkundigen, ob nicht ein Schiff aus der neuen Welt zurückgekommen sei, das ihm nähere Nachricht bringen könne. Wirklich erfuhr er dießmal, daß ein Schiff von dort zurückgekommen sei; zu seiner größten Freude hörte er auch,

daß der Sohn des Ministers als Kapitän auf diesem Schiffe am Bord gewesen, und daß auch mehrere ausgediente Soldaten von Surinam mit zurückgekehrt wären. Nun ging es auf's neue an's Suchen. Aber so lange er suchte, so suchte er doch immer vergebens; Niemand war, der ihm nähere Auskunft geben konnte. Ach so nahe, und doch so ferne!

Eilftes Kapitel.

Die Klause an der Höhe.

Eines Abends, als die Abendtafel nicht mehr ferne war, und schon unzählige Sternlein am hohen Gewölbe des blauen Aethers prangten, erscholl in dem Hause des Ministers ein dumpfes Klagegetön. Der Minister, seine Gemahlin, Kore und ihre Mutter, die Diener, kurz alles lief in voller Bestürzung durcheinander, und erfüllten die Gemächer und Gänge mit Jammer und Wehklagen.

Ein Diener, der den Kapitän gewöhnlich begleitete, kam an diesem Abende ausser Athem gelaufen, und brachte die Trauerkunde nach Hause, daß der Kapitän, den ein Jude in eine abgelegene Straße zu locken gewußt hatte, von vier starken Männern ergriffen, gebunden, und in einen schon bereit stehenden Wagen geworfen, ihm aber aufgetragen worden sei, zu Hause zu melden, daß der Geraubte seiner Zeit wieder die Freiheit erlangen werde.

Diese Schreckensnachricht betäubte alle, und besonders den Minister, der wohl wußte, daß der Kapitän durch seine Werber gar nicht die besten Mittel gebrauchte, Leute für den Dienst zu bekommen. Nun schien ihm nichts gewisser, als daß ein aufgebrachter Vater Gleiches an seinem Sohne ausübe.

Während alle wehklagten und die Besinnung verloren hatten, stand Guido, der eben von einer Reise nach Hause gekommen, in ihrer Mitte, fest, wie eine Eiche im Sturme dasteht, und tröstete sie mit himmlischen Gründen. Sein Vertrauen, seine Hoffnung war auf Gott gerichtet. In seiner Seele fing es zu dämmern an.

Sobald er hörte, daß ein Jude mit im Spiele sei, dachte er an Niemand andern mehr, als an die beiden Juden, die auch ihm so übel mitgespielt hatten. Er wußte ihren Aufenthalt, sie mußten ihm Licht verschaffen.

Am kommenden Morgen, mit dem Frühesten, ließ er einen Wagen bespannen. Unter vielen Segenswünschen, die von beständigem Schluchzen unterbrochen wurden, stieg Guido in denselben, und rasch rollten die Räder, von dem feuerigen Doppelgespann gezogen, über die Strasse dahin, bis fernhin in den Strassen der doppelte Hufschlag verklang. Voll Erwartung ging die ganze Familie wieder in das Haus zurück. Ihr ganzes Heil in dieser Welt hing von der Rückkunft Guidos ab. Alle betheten um einen glücklichen Ausgang dieser Sache.

Bei seiner beschleunigten Reise kam auch Guido

bald in dem Städtchen, wo die beiden Juden wohnten, an. Er erkundigte sich sogleich um Schmul, den er zu sich kommen ließ, um ihm verschiedenes abzukaufen. Alsbald erschien Schmul, und brachte mancherlei Waaren und Geschmeidewerke; er erkannte aber Guido nicht, der ihm gab, was er für die Waaren forderte.

Nun fing Guido an, von der Gefangennehmung des Kapitäns zu sprechen; anfangs läugnete Schmul, daß er etwas wisse; doch als ihm Guido eine Börse voll des feinsten Goldgepräges sehen ließ, das alles sein Eigenthum sein solle, sobald er gestehen würde, da überwand die Geldliebe seine Ehrlichkeit, und er gestand, daß ihn der Alte von der Höhe durch seine Hülfe gefangen gesetzt, und bei sich in der Klause habe.

Schmul erhielt das Geld, und Guido ging geraden Wegs der Klause zu. Auf sein Begehren wurde er sogleich eingelassen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen trug Guido die Ursache seines Besuches dem Alten vor.

„Herr!“ sprach er zu ihm, „ich weiß es aus zuverlässiger Quelle, daß Sie in Ihrem Hause einen jungen Mann beherbergen, dessen freier Wille es nicht ist, bei Ihnen zu wohnen. Ich bitte Sie, entlassen Sie ihn einer so schmachvollen, gesetzwidrigen Haft. Er ist mein Freund, geben Sie ihn mir los!“

„Junger Herr!“ entgegnete der Alte mit der ganzen Wärme eines gefühlvollen Vaterherzens, „dieses kann so leicht nicht sein, bis mir Genug-

thuung geschehen ist. Wüßten Sie, was es ist, ein Kind zu verlieren, so würden auch Sie das äußerste wagen!“ „Haben Sie ein Kind verloren, und wie?“ fragte Guido. „Nun so hören Sie! Dieser junge Mann, dessen Freiheit Sie von mir verlangten, hat meinen Sohn gefangen, und ihn nach dem neuen Welttheile als Soldat abgeführt; deshalb behalte ich ihn so lange, bis mir sein Vater meinen Sohn wieder verschafft. O mein Guido! wo werde ich dich einst treffen?“

Mit einem Schrei der heftigsten Freude, stürzte Guido bei diesen Worten in die Arme des liebenden Vaters. „Hier, mein Vater! in deinen Armen triffst du ihn.“

Wer mahlt wohl das Erstaunen und die Freude des Vaters? Augenblicklich erkannte das Vaterauge den Sohn wieder. „O mein Sohn! o mein Sohn!“ rief der Alte aus, so finde ich dich endlich wieder, und so unverhofft wieder! O welche Freude, welche Wonne! Nun ist mein Vaterherz getröstet, weil ich nur einen Zweig meiner Familie habe. O warum erkannte dich dort mein Vaterauge nicht, als ich dich aus den Händen der Räuber rettete! Aber wie kommt es, daß der Kapitän dein Freund ist, daß du ihn mit so viel Liebe befreien wolltest?“

Guido erzählte nun dem Vater alle seine ausgestandenen Leiden, alle Ereignisse seines Lebens, seine Bekanntschaft mit dem Kapitän, und ihre innige Freundschaft. — „Aber nicht blos meine per-

sönliche Freundschaft kettet mich an den Kapitän," fuhr Guido in seiner Erzählung weiter, „auch durch die Bande der Verwandtschaft von mütterlicher Seite her sind wir an des Kapitäns Familie gebunden, der Minister ist unser Verwandter, ich fand Mutter und Schwester bei ihm in seinem Hause."

„O Gott!" rief der Graf aus, „das ist zuviel an einem Tage! Gattin und Kinder an einem Tage zu finden, das ist zuviel Trost für einen armen Sünder, wie ich bin! Ja, ich erkenne deine Weisheit, Allgütiger, du prüfest zwar hart, aber deine Belohnungen sind unendlich süßer! Was ist zwanzig Jahre langes Leiden gegen einen solchen Augenblick! Um alle Schätze der Welt möchte ich diese Freude jetzt nicht entbehren! O Belohner der Geprüften! Wohl dem, der ausharret bis an das Ende."

„Aber nun, mein Sohn, ist es Zeit, daß wir dem Kapitän die Freiheit ankündigen. Gehe voran, und melde dich als seinen Befreier." Guido trat in das Zimmer, und beide Freunde schloßen sich sprachlos in ihre Arme. „Freund!" rief Guido, „du bist frei."

Der Graf stand im Hintergrunde, und betrachtete diese stumme, und doch so freudige Scene. Er trat nun hervor, und sprach zum Kapitän: „Die gewaltsame Maaßregel, die ich anwenden mußte, werden Sie mir wegen Ihres Freundes, der mein Sohn ist, und den ich lange Jahre vergebens gesucht habe, verzeihen. Sie sollten mir nur zum Un-

terpfande dienen, damit ich meinen Sohn desto schneller finden möchte. Um Ihnen keine Unannehmlichkeiten zu verursachen, habe ich es bisher für rathsam gehalten, mich Ihnen nicht persönlich zu zeigen, damit Sie nicht gleich erfahren sollten, in wessen Gewalt Sie sich befänden. Ich habe aber zu meiner Beschämung erfahren müssen, daß ich dießmal nicht gar klug gehandelt habe; denn wenn ich Sie persönlich gefragt hätte, so hätte ich durch Ihren Aufschluß früher in die Arme meiner Familie eilen können. So mußte sich es aber anders fügen. Alles, wie Gott will. Vorerst mußten wir uns feindlich gegenüberstehen, um nachher den Frieden und die Vereinigung desto ungestörter feiern zu können. Also Ihre Verzeihung, Herr Kapitän!"

„Nicht Sie, Herr Graf, haben mich, sondern ich habe Sie um Verzeihung zu bitten," sprach der Kapitän; „denn ich allein habe Ihnen diese Leidenstage bereitet, an mir liegt die Schuld. Zu Ihren Füßen bitte ich Sie, alle diese Leiden zu vergessen." —

Der edle Graf hob ihn auf, alle drei umschlangen sich, und gelobten sich aufrichtige Verzeihung mit zum Himmel gewandtem Blicke. „Vater der Lichter," rief Guido aus, „segne unsern Bund!"

Nun schickte man sich zur Abreise an; der Graf ließ einen Bedienten in der Klause zur Aufsicht zurück, bis er wieder kommen würde.

Die Lustheimer hatten inzwischen auch erfahren,

wer der Alte sei, und daß er Gattin und Kinder an einem Tage nach so langjähriger Trennung wieder gefunden habe.

Alle Einwohner der ganzen Gegend kamen nun herbei, und wollten Abschied nehmen von dem guten Grafen. Thränen standen in ihren aufrichtigen Augen, besonders traurig aber waren die Lustheimer; denn mit dem Abgange des Alten war ihre Freude erstorben, sie standen untröstlich um den Wagen und wollten ihn gar nicht fortlassen.

„Kinder!“ tröstete sie der Graf, „ich werde euch noch nicht ganz verlassen, bald, recht bald werde ich wieder zu euch kommen; nur muß ich vorerst meine verlorene Gattin und Tochter sehen.“

Diese Versicherung tröstete sie, besonders als sie sahen, daß sein älterer Diener zurückblieb.

Mitten durch die Menge des weinenden Volkes drängte sich auch der Jude Schmul, der ebenfalls von dem glücklichen Ausgange seiner Verrätherei gehört hatte. „Nicht wahr, gnädiger Herr!“ rief er, „ich habe dießmal einen glücklichen Schelmstreich gemacht, daß ich den Kapitän an Ihren Sohn verrathen habe?“ „Ja,“ sagte der Graf, „gut hat er geendet, nur solltest du dir eine gute Handlung nicht zahlen lassen.“

Schmul gelobte von Neuem Besserung, was er auch in der Folge gehalten hat. Itzig aber fiel lange vorher schon wegen eines wiederholten Schelmstückes in die Hände der strafenden Gerechtigkeit.

Nun fuhren der Graf, der Kapitän und Guido nach der großen Handelsstadt, und bald lagen die lang Getrennten sich einander in den Armen.

War schon die Wiedersehensscene mit dem geliebten Sohne rührend, so war der Augenblick der glücklichen Wiedervereinigung mit Gattin und Tochter um so ergreifender, als die Gemüthsbewegung in ähnlichen Vorfällen bei dem zarteren Geschlechte heftiger ist. Lange ward nichts gesprochen vor seliger Wonne. Dann ging es an's Fragen; jeder Theil hatte zu fragen, aber keiner gab Antwort.

Endlich bewillkommten sich auch die zwei alten Herren, der Minister und der Graf, von denen keiner vorher wußte, daß sie so nahe verschwägert seien. Sie erzählten sich beiderseitig ihre Schicksale, und waren froh und heiter.

„Doch Kinder!“ rief der Minister aus, „hätte ich doch bald das Wichtigste vergessen; da leset einmal, welch ein glücklicher Tag uns heute beschieden ist.“ Hiemit wies der Minister eine Bekanntmachung vor, wodurch des Grafen Unschuld von seinem Hofe als vollkommen anerkannt und derselbe in seine Dienste zurückberufen wurde. Die Freude stieg bei allen auf das Höchste; der Jubel des Tages war unbeschreiblich.

Graf von Verdet dankte seinem Monarchen, daß er ihm habe Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber Dienste konnte er seines Alters wegen nich

mehr nehmen, und leistete auch zugleich Verzicht auf den ihm gebührenden Ruhegehalt; nur seine Güter nahm er wieder, und ließ sie durch seine vorigen Verwalter gehörig verwalten. Den Rest seiner Tage wollte er in Ruhe und Frieden im Kreise seiner Familie zubringen.

Bald krönte noch ein herrliches Fest diese nun so glückliche, aber durch schwere Leiden hart geprüfte Familie.

Kore ward die Gattin des Kapitäns, der den Seedienst von nun an niederlegte, und in Civildienste trat. Bald nach den Feierlichkeiten der Hochzeit brachen alle nach dem Wunsche des Grafen auf, die Klause an der Höhe, die ihm wegen der Erinnerungen, die sich daran knüpften, so lieb und theuer geworden war, zu besuchen.

Als sie dort angekommen waren, wurden die erlauchten Gäste von den Lustheimern mit Freude und Lust empfangen; alles lebte in den schönsten Freuden.

Nur Guido nahm nicht so lebhaften Antheil an den Freuden, die sich boten, sondern war lieber einsam in dem Kirchlein nächst der Klause. Jeden Augenblick, in dem er sich von der Gesellschaft entfernen konnte, benützte er zum Gebethe.

So verlebten sie mehrere Wochen in der angenehmen Klause, von der sich der Graf gar nicht mehr trennen wollte.

Endlich rückte doch die Zeit heran, da sie sich

wieder nach Hause begeben mußten. Traurig nahm der Graf Abschied von dem Kirchlein, wo er sich allemal Trost und Ruhe erfleht hatte, und von der Klause, in der er so heimisch war; traurig schieden auch die Lustheimer von dem guten Grafen, und lange sahen sie nach dem dahin rollenden gräflichen Wagen, der den Vater der Gemeinde ihren Blicken entzog.

Als die ganze Familie zu Hause angelangt war, schickte man sich wieder in die friedliche häusliche Ordnung; alles war wieder im thätigen Leben fröhlich und wohlgemuth, nur Guido schien es nicht zu sein.

Er war es aber doch, nur auf andere Weise. Ein heiterer, reiner, höherer Geist spiegelte sich auf seinem verklärten Angesichte.

Eines Tages, da die gräfliche Familie ganz traulich beim Abendmahle saß, und jedes sich in himmlischen Träumen wiegte, fing der Minister an, ob sich denn Guido um kein öffentliches Amt bewerben wolle, da er ihm durch sein Ansehen ein solches bald verschaffen könnte.

Aller Augen waren bei diesem schmeichelhaften Antrage des Ministers auf Guido gerichtet.

Dieser lächelte. „Dienen will ich wohl, aber nicht im Dienste eines irdischen Königs möchte ich stehen, sondern dem himmlischen König will ich dienen als sein Knecht, wenn es auf meine Wahl allein ankommt.

Die ganze Familie, die selbst überaus fromm war, billigte diesen Entschluß; besonders aber freute sich Guidos Mutter, daß ihr Sohn ein Diener der heiligen Religion werden wolle.

Wir wissen schon aus seiner Jugendgeschichte, daß Guido auf der Universität auch Theologie studirt hat.

Nach Verlauf von einem Vierteljahre erhielt Guido die heiligen Weihen. Segnend legte er all' seinen lieben Angehörigen die gesalbten Hände auf. George, der alte treue Diener war von nun an, sowohl zu Hause, als beim Altare sein Diener bis zu seinem seligen Hinscheiden.

Es war an einem schönen Frühlingsabende, die Wiesen wucherten mit dem üppigsten Grase, die buntesten Blumen zierten das malerische, vom leisen Zephyrshauche sanft bewegte, hinwogende Grün der anmuthigen Auen, und verbreiteten weithin einen wohlriechenden Duft, als zwei Reisewagen durch diese herrliche Gegend dahin rollten, und geradezu bei Lustheim vorbei der Klause an der Höhe zufuhren.

Es saß aber in den Wagen Niemand anderer, als Guidos hochwürdigster Bischof, der ihm die Weihen ertheilt hatte, und die ganze gräfliche Familie sammt der des Ministers.

„Was wird das zu bedeuten haben?" riethen die Lustheimer unter sich. — Lenz, der sich auf seine erste Bekanntschaft mit dem Grafen noch

immer etwas zu Gute that, eilte in die Klause, und suchte den Grafen zu sprechen, was ihm bei seiner Leutseligkeit sogleich gelang, indem er erfuhr, was er zu erfahren wünschte. Eilig kam Lenz unter die große Dorfslinde, wo Jung und Alt seiner schon harrte. „Ihr Leute von Lustheim!“ rief er voll Freude aus, „es bedeutet die Ankunft des Bischofs nichts geringeres, als unsere Kapelle bei der Klause oben einzuweihen, damit des Grafen Sohn, der zum Priester geweiht wurde, sein erstes heiliges Meßopfer Gott dem Allerhöchsten in unserer Mitte darbringen könne. O welches Glück für uns Lustheimer! Wer hätte diese Freude sich auch nur träumen lassen!“

Am folgenden Morgen bestreute die Jugend den Weg von der Klause zur Kapelle mit den schönsten Blumen, die je ein Frühling hervorgebracht hatte.

Am selben Tage noch ward die Einweihung vollendet. Nach drei Tagen feierte Guido sein erstes heiliges Meßopfer, der Bischof hielt eine herzergreifende, salbungsvolle Rede, womit er Guidos seltsam durchwobene Schicksale und Leiden gar anmuthig verflocht.

Die ganze Familie weinte. Die Lustheimer weinten ebenfalls, und dankten Gott, daß er ihnen ein solches Heil wiederfahren lasse, daß der hochwürdigste Bischof selbst ihr Kirchlein weihte, und

daß sie das Glück gehabt hätten, der ersten heiligen Messe Guidos beiwohnen zu können.

Die armen Wilden auf der Insel hatte Guido nicht vergessen; er schilderte dem Bischofe die Lage dieser gutmüthigen Menschen, die schon durch ihn das Licht des Glaubens empfangen hätten, und bat um einen Priester für sie, was auch gerne bewilligt wurde.

Der deutsche Sänger, der früher schon den Musen gehuldigt hatte, blieb bei Guido, der ihn in allen Wissenschaften, besonders in denen des Heils unterrichtete. Nach Verlauf von sechs Jahren empfing auch dieser die heiligen Weihen, und folgte dem ersten Priester als Missionär auf die Insel nach. So hatte Guido auch den Wilden sein Versprechen gehalten; wohl wäre er selbst gerne wieder auf die Insel, allein seine Angehörigen drangen zu sehr in ihn, zu bleiben.

Guidos Gelehrsamkeit und heiliger Wandel, blieben nicht lange verborgen, er stieg von Stufe zu Stufe. Nach Verlauf von zehn Jahren folgte er seinem Bischofe, der in die Ruhe des Herrn eingegangen war, auf dem bischöflichen Sitze nach.

Als Bischof setzte Guido für das Kirchlein an der Klause, aus Dankbarkeit für die gütige Aufnahme seines Vaters in seiner Verfolgung, einen eigenen Priester ein. Für das Kirchlein, und zur Erhaltung eines Priesters, der in der Klause wohnen sollte, die der Graf zu diesem Gebrauche

schankungsweise abließ, legte der Bischof auf ewige Zeiten beträchtliche Kapitalien an, aus deren Zinsen der Priester und die Gebäude unterhalten werden sollten.

Alljährlich, wenn sich jene heitere Frühlingszeit wieder erneuerte, wo der junge Graf seine erste heilige Messe las, kam die ganze Familie, und selbst der Bischof auf einige Zeit zu der Klause, wobei er niemals unterließ, an jenen Tagen in dem Kirchlein den Bund zu erneuern, den er dort mit Gott geschlossen.

Die Familie überließ sich da den Andachtsübungen und den ländlichen Freuden, die Lustheims schöne Fluren ihnen bothen. Da wurde allemal der alte Graf sehr heiter, und erzählte seine gehabten Abenteuer, und noch spät erzählten sich die Enkel und Urenkel seiner Tochter die Schnurren und gutmüthigen Eigenheiten ihres Ahnherrn, des Alten von der Klause an der Höhe.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ried, J., die alte Eiche mit dem gold'nen Stamme. Oder: Gott spendet frommen Armen seinen Segen. Der reifern Jugend erzählt. Mit 1 Titelkupfer. 8. 30 kr. od. 8 gr.

— — der Schiffbruch. Oder: Gott ist der Rächer aller Rache. Eine Erzählung zur Warnung und Belehrung, zunächst für Eltern und die reifere Jugend bearbeitet. 12. 10 kr. od. 3 gr.

Schneid, J. N., die arme Hirtenfamilie. Eine lehrreiche Geschichte, allen Eltern, Kindern und Dienstboten erzählt. 12. 1832. 12 kr. od. 3 gr.

Veilch (oder Nelk), A. M., eine Balsamine von hundert kleinen Erzählungen. Vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupf. 8. 30 kr. od. 8 gr.

— — Beispiele der Huld Gottes gegen seine Lieblinge. Neu erzählt in Abend-Unterhaltungen, für die Jugend und Jugendfreunde. Mit 1 Titelkupfer. 8. 30 kr. od. 8 gr.

— — Gallerie von hundert kleinen Erzählungen. Allen, vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit einem Titelkupfer. 36 kr. od. 9 gr.

— — Honigseim. Oder: Einige Erzählungen von Wunderbarem, das sich auf das heiligste Altarsgeheimniß bezog. Allen gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 15 kr. od. 4 gr.

— — der Hunger nach dem Brode der Engel; oder: Die geistliche Kommunion in Beispielen von Heiligen und Frommen. Gottseligen gewidmet. Mit 1 schönen Stahlstich. 12. geh. 12 kr. od. 3 gr.

— — Irene, die griechische Kaiserin. Allen, vorzüglich der reifern Jugend zur Belehrung. Mit 1 Titelkupfer. 8. 20 kr. od. 5 gr.

— — ein Nelken-Stock von hundert kleinen Erzählungen. Vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 36 kr. od. 9 gr.

— — Eine Rose von hundert kleinen Erzählungen. Vorzüglich der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Titelkupfer. 8. 40 kr. od. 10 gr.

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Penzkofer, Georg

Die Klause an der Höhe mit 1 Titelkupfer

Regensburg 1841

Paed.pr. 2627
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760700-8